Der Ansiedler

im

Missouri-Staate.

Den deutschen Auswanderern gewidmet

von

Graf Adelbert Baudissin.

Iserlohn

Julius Bädeker.

1854.

Einleitung.

Ich übergebe hiermit den deutschen Auswanderern eine kleine Schrift über den Missouri-Staat, zu deren Verständniß ich folgende Bemerkungen für nothwendig erachte.

Die bisher über Amerika erschienenen Werke sind entweder gelehrte Abhandlungen, oder wenn sie für Auswanderer geschrieben waren, so enthielten sie Mittheilungen über die Verhältnisse des ganzen Gebietes der Vereinigten Staaten. Gelehrte Werke können selbstverständlich dem ungebildeten Auswanderer nicht von Nutzen sein, eben so wenig können aber allgemeine Mittheilungen über Nordamerika Demjenigen genügen, der einen bestimmten Punkt erwählt hat, an dem er seinen Heerd aufbauen will, und der schon in der alten Heimath zu wissen wünscht, wie er es in der neuen antreffen wird.

Ich habe mir Mühe gegeben, in einer verständlichen Sprache zu schreiben und die Dinge so zu besprechen, wie

es der weniger Gebildete liebt und wünscht; ich habe nur vom Missouri-Staat gesprochen, weil ich diesen Staat für den besten und wichtigsten in Nordamerika halte, habe aber besonders diejenige Gegend geschildert, in welcher ich lebe, weil ich eben keine allgemeine Schilderung geben wollte.

Alle Angaben, die sich in dieser kleinen Schrift befinden, sind wahr; habe ich mich irgendwo in einer Berechnung geirrt, so ist dieß aus menschlicher Schwäche, nicht aber aus böser Absicht geschehen. Liebe zu meinen Landsleuten, Mitleid mit den Unglücklichen, die als Frachtgut nach Amerika spedirt werden, um an den Ufern des Hudson und Mississippi zu verschmachten, und endlich Verdruß über die abscheulichen Betrügereien, die an den deutschen Einwanderern verübt werden, haben mich veranlaßt, dieß Werk zu schreiben.

Ich werde es als eine besondere Gunst des Schicksals betrachten, wenn ich durch die hierin enthaltenen Warnungen und Rathschläge Einen oder den Andern vor Schaden und Unglück bewahrt habe; möchten alle deutschen Auswanderer so glücklich in ihren Unternehmungen sein, als ihnen dies von ganzem Herzen wünscht

Der Verfasser.

1.

Lage, Bodenbeschaffenheit und Klima des Missouri-Staates.

Von allen Staaten Nord-Amerika's ist der Missouri-Staat der größte und vielleicht auch der wichtigste. Drei mächtige Ströme, der Missisippi, Missouri und Osage mit ihren zahllosen Nebenflüssen bieten dem Landmann, Gewerbsmann und dem Handeltreibenden bedeutende Vortheile; unendliche Wälder, ausgedehnte Prairien, fruchtbare Hügelketten, unerschöpfliche Erz- und Kohlenlager harren nur des Ansiedlers, um seine Mühe und Arbeit reichlich zu lohnen. Kein Wunder daher, daß Europäer sowohl wie Amerikaner alljährlich zu Tausenden hierher ziehen, um sich hier eine neue Heimath zu gründen.

Ein Blick auf die beifolgende Karte giebt ein Bild des Missouri-Staates, und der raschen Zunahme seiner Bevölkerung, deren Anwachsen an einzelnen Punkten an das Unglaubliche gränzt. So war z. B. die Hauptstadt St. Louis im Jahre 1764 nur ein militärischer Posten; die Franzosen begannen damals einen Handelsplatz anzulegen, jedoch wuchs die Stadt nur sehr langsam; im Jahre 1810 z. B. besaß sie nur 1600 Einwohner, 1825 zählte sie 6000, 1840 schon 20,000 und jetzt hat sie reichlich 100,000 Seelen. Die kleine Stadt Washington in Franklin-County am Missouri wurde vor 15 Jahren gegründet; vor 3 Jahren war sie noch höchst unbedeutend, jetzt aber

stehen schöne Gebäude und führen gepflasterte Straßen da, wo vor drei Jahren ein mir persönlich bekannter Kaufmann Firnstein sich im Urwald verirrte. Erwägt man nun, daß der Missouri-Staat nur von Gewerbtreibenden und Landleuten bewohnt wird, daß Alle ohne Ausnahme ihr gutes Fortkommen finden, wenn sie nicht selbst ihren Untergang herbeiführen, so geht daraus wohl hervor, daß der Staat durch seine Boden-Beschaffenheit, seine klimatischen Verhältnisse und geregelten bürgerlichen Zustände Vortheile bieten muß, die in allen andern Theilen Amerika's nicht zu finden sind. Betrachten wir vor allem

Das Klima.

Man muß sich Amerika als einen unendlichen Wald vorstellen, der hin und wieder durch hochliegende Wiesen (prairie) unterbrochen wird. Die, im üppigsten Boden wuchernden Bäume, die zum Ueberfluß noch mit wilden Reben und sonstigen Schlingpflanzen überladen sind, stehen so dicht neben einander, daß die Sonne ihre Strahlen nicht bis auf den Waldboden senden kann. Dieser besteht nun begreiflich aus ganz und halbverfaulten Riesenstämmen, Laub und Gestrüpp, und es erzeugen sich in seinem Schooße eine Menge, der menschlichen Gesundheit höchst nachtheilige Dünste. Die Natur sucht diese Miasmen durch häufige und heftige Gewitter, durch starke Regengüsse und auch zuweilen durch Orkane zu zertheilen und zu zerstören; dennoch erzeugen sie bösartige Fieber in Menge. Diese Bemerkung gilt für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten; in den tiefliegenden, sumpfigen Gegenden — also in den fruchtbarsten — ist die Kränklichkeit am größten; in den höher liegenden, wo der Boden zweiter Qualität vorherrscht, und selbstverständlich überall wo der Wald gelichtet ist, nehmen die Fieber einen minder bösartigen Charakter an. Ich bewohne z. B. eine hochliegende Farm;

der Wald ist rings umher zum größten Theil niedergehauen, und die Folge davon ist, daß meine Farm gesund ist; eine halbe deutsche Meile von hier liegt eine Farm an einem alten Flußbett, das viel stehendes Wasser enthält. Die sonst reizende und vortreffliche Farm ist durch diese Lage höchst ungesund und daher auch fast ganz werthlos. Man kann demnach annehmen und als bestimmten Erfahrungssatz aufstellen, daß hochliegende Plätze immer gesunder sind, als tiefliegende; der ganze, sonst so reiche und fruchtbare südliche Theil des Staates Illinois ist im höchsten Grade ungesund; selbst das Vieh wird dort krank, und es hat sich z. B. bei den Kühen eine Milchkrankheit eingestellt, die so bösartig ist, daß die Milch einer solchen Kuh als tödtendes Gift wirkt. Außer den Fiebern herrschen hier häufige Leberkrankheiten; diese treten namentlich bei schwarzhaarigen Menschen in der heißen Jahreszeit hervor; Lungenleiden, Gicht, Wassersucht und ähnliche, in Deutschland häufige Krankheiten, stellen sich hier seltener ein als dort.

Die Wetterbeobachtungen im Missouri-Staate liefern auffallend verschiedene Resultate, und namentlich sind die Winter höchst ungleich. In den Jahren 1824 und 1825 trat gar kein Frost ein; der ganze Winter war einem deutschen Frühling gleich; 1851 und 1853 war der Winter sehr hart. Er nahm schon im November seinen Anfang und dauerte bis in den März. Die strenge Kälte dauert zwar selten drei bis vier Tage ohne Unterbrechung fort, aber der darauf folgende Nordwest ist fast noch unleidlicher, als die Kälte selbst. Wir hatten im vorigen Winter von Anfang November bis Ende Dezember unausgesetzt Schnee, Regen, Wind und Frost. Plötzlich trat wunderbar schönes Wetter ein; die Vögel hüpften singend von Zweig zu Zweig, das Vieh trabte, freudig brüllend, umher; nach fünf Tagen brachte ein heftiger Nordwest uns wieder eine so starke Kälte, daß wir nach dreitägigem Frost

unsern Eiskeller füllen konnten, was uns bisher nicht möglich gewesen war. Im April fängt der Frühling gewöhnlich an; er ist meistentheils naß und nicht sehr lieblich; einige warme Tage reichen aber hin, Wald und Feld in das schönste Grün zu kleiden. Der Sommer ist sehr warm, die Hitze ist aber viel leichter zu ertragen, als in Deutschland; die Luft ist dünner, daher drückt sie nicht so schwer auf die Lungen und verursacht nicht die Kopfschmerzen, die man in einer deutschen Sonnenhitze zu fühlen gewohnt ist. Nach einem besonders warmen Tage folgt fast regelmäßig ein heftiges Gewitter, das von Westen nach Osten zieht; bisweilen sind diese Gewitter schrecklich; Blitz folgt auf Blitz, Schlag auf Schlag, bis denn endlich ein starker Regenguß dem furchtbar schönen Schauspiel ein Ende macht. Nach ein bis zwei Stunden ist der Himmel wieder heiter und das Wetter so schön, wie vorher. Jede Nacht fällt ein starker Thau, so daß man durch und durch naß wird, wenn man vor Sonnen-Aufgang durch hohes Korn oder dichtes Gebüsch geht; so wie die Sonne aber ihre Strahlen in's Thal senkt, ist der Thau verschwunden, und die üppigen Gräser und Pflanzen strotzen ihr im saftigsten Grün entgegen. Diesem wohlthuenden Thau ist es zuzuschreiben, daß die Pflanzen in der großen Sommerhitze nicht verdorren; ich habe hier nirgends trockenes Gras, dürre Blätter, oder sonstige, von der Sonne verbrannte Gewächse gesehen, und habe doch im ganzen Monat August 1852 täglich zwischen 20 und 30 Grad Hitze am Thermometer abgezählt. Die schönste Jahreszeit ist hier der Herbst; er nimmt Ende September seinen Anfang und dauert bis Anfang — oft auch bis Ende November fort. Während dieser Zeit regnet es fast nie; eine angenehme Wärme ist an die Stelle der starken Sommerhitze getreten, der Wald färbt sich allmälig in jene zahllosen Schattirungen von Grün, Gelb und Roth — es ist eine wahre Pracht!

Es mag Manchem meiner Leser diese Beschreibung des hiesigen Klima's einen traurigen Begriff von unserem Gesundheit-Zustande geben; ich will daher zu seiner Beruhigung hinzufügen, daß es hier im Missouri-Staat gesunder ist, als in den meisten andern Theilen der Union; alljährlich wandern Deutsche aus Texas, Jowa, Wisconsin, und wie die gepriesenen Länder alle heißen mögen, hierher nach dem Missouri-Staate, weil sie die ewigen Fieber, die furchtbaren Winter und die in Texas unerträgliche Sonnengluth meiden wollen.

Es ist, glaube ich, nicht zu viel behauptet, wenn man das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten für ungesund erklärt; es herrschen hier keine Pest und Cholerakrankheiten, wie in Rußland und Asien, aber immer wiederkehrende Wechselfieber und Leberleiden. Wer aber seinen Wohnplatz gut wählt, rings um sein Haus den Boden von faulem Holz und stehenden Pfuhlen säubert, wer mäßig lebt — der erfreut sich hier vollkommen derselben Gesundheit, mit welcher der Himmel ihn in Europa beschenkt hatte. Säufer und Schwelger, unreinliche und unmäßige Menschen finden hier allerdings bald ihr Lebens-Ende.

Die häufigen Fieberanfälle und der Mangel an Aerzten haben eine eigene Industrie in den Vereinigten Staaten hervorgerufen, durch welche leider eine Menge Menschen jährlich ihr Leben einbüßen. In fast allen großen Städten nämlich befinden sich förmliche Fabriken von Arzneien gegen alle denkbaren Krankheiten, die zum Theil höchst sonderbare Namen führen, wie z. B. „Dr. Castey's Fiebertödter", „Mr. Leans Vulkanöl" u. s. w. Wer wirklich krank ist, und von diesen Medizinen einnimmt, der ist allerdings in den meisten Fällen für diese Welt verloren; nicht viel sicherer geht der, welcher sich an einen amerikanischen Arzt wendet. Es giebt aber fast überall deutsche Aerzte; die Gebühren, welche sie berechnen, sind durchaus nicht

übertrieben, und die Ansichten, welche man in Europa über hiesige Aerzte und Medizinrechnungen verbreitet, sind sehr übertrieben. Die Doktorrechnungen sind hier billiger als in Deutschland.

Die Bodenbeschaffenheit des Missouri-Staates ist, wie dies bei einem so ausgedehnten Gebiete nicht anders sein kann, höchst verschieden. Im Ganzen genommen ist der Missouri-Staat eine Hoch-Ebene, die sich gegen die Ströme und Seen abdacht, zu beiden Seiten derselben aber in sanften Höhen und Hügeln wieder erhebt. Das reichste und fruchtbarste Land liegt an den Flüssen und Seen; es wird mit dem Namen Missouri-bottom bezeichnet, wenn es am Missourifluß liegt; erstreckt es sich aber weiter in's Land hinein, so heißt es schlechtweg bottom. Solches Land ist vollkommen eben, hin und wieder mit kleinen Bächen (Creeks) durchzogen, und von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit; der Missouri überspült es gewöhnlich ein- bis zweimal in jedem Frühjahr und hinterläßt einen tiefen Schlamm — ähnlich dem Nil in Aegypten — in welchem das Getreide förmlich wuchert.

Nicht ganz so reich, aber doch noch reicher als irgend ein Land in Deutschland, ist das bottom-Land, welches ebenfalls als ebene Fläche zwischen den Hügelketten liegt; es ist so fruchtbar, daß es funfzig Jahre bearbeitet werden kann, ohne des Düngers zu bedürfen, und daß es mehre Jahre mit türkischem Korn bestellt werden muß, bevor es mit Weizen besäet werden kann.

Das Hügelland ist weniger fruchtbar; schon nach acht bis zehn Jahren bedarf es des Düngers; es trägt nicht viel über die Hälfte von dem Ertrage des Missouri-Bottoms, eignet sich aber vorzüglich zur Obst- und Kartoffelzucht.

Die Prairie ist eine Hochebene, die nur mit hohem scharfen Gras, nicht aber mit Bäumen bewachsen ist. Bis-

weilen findet man auf der Prairie den allervorzüglichsten Boden, bisweilen wieder steinigen und felsigen Grund. Die Prairie eignet sich wegen ihres vortrefflichen Graswuchses besonders zu Viehweiden; doch liefert sie auch reiche Erndten an allerhand Getreide und Tabak. Natürliche Wiesen, wie wir sie in Deutschland kennen, habe ich hier nirgends gesehen, sie lassen sich aber leicht anlegen, und bringen ihrem Besitzer großen Nutzen.

An Erzen bringt der Missouri-Staat vorzüglichen Eisenstein und Bleiglanz, die Reichthümer Steyermarks und Kärnthens verschwinden gegen die Schätze, welche hier schon aufgeschlossen liegen; unerschöpfliche Kohlenlager und Wälder von vielen Tausend Quadrat-Meilen Umfang liefern das vorzüglichste Brennmaterial, um die Erze zu verschmelzen.

2.

Der Wald und seine Bewohner.

Auf der ganzen, unendlichen Strecke von New-York bis an's stille Meer und von dem nördlichsten Punkte der Vereinigten Staaten bis an die südlichste Grenze von Texas erstreckt sich ein Riesenwald, der nur hin und wieder durch die Natur oder Menschenhand einzelne lichte Plätze und Stellen erhalten hat. Wir stellen uns in Europa diesen Waldkoloß aber ganz anders vor, als er in der Wirklichkeit ist; umsonst blickt der Einwanderer nach Riesenstämmen, die sich bis in die Wolken erheben und deren Durchmesser deutsche Eichen und deutsche Buchen zu Schanden macht; umsonst sucht er nach der feierlichen

Stille im Urwalde, nach einer schauderhaft schönen Einsamkeit, in der kein Ton das Säuseln der Blätter unterbricht.

Der Wald in Amerika bietet im Gegentheil ein bunteres, lebendigeres Bild dar als in Deutschland. Spechte aller Größen und Farben, Eichhörnchen ohne Zahl, Fasanen, Partridges und Papageien rufen, klopfen, singen und schreien überall umher. Hin und wieder erhebt sich allerdings eine riesige Platane oder Eiche, im Allgemeinen sind die Bäume aber nicht so schön und groß, wie ich sie z. B. in Schleswig-Holstein gefunden habe; überall liegen halb oder ganz verfaulte Stämme umher, aus deren Moder unzählige neue Schößlinge hervorragen; dichtes Gebüsch von Hasel und Dornen machen oft das Vorwärtsgehen unmöglich, Wein-Reben und sonstige Schling-Pflanzen versperren selbst dem Wild den Weg.

Man trifft in den hiesigen Wälder achtzehn Arten Eichen an, von denen die Schwarz-Eiche die nützlichste ist, indem sie am leichtesten spaltet und somit am besten zu verarbeiten ist. Man nennt hier eine Eiche schon groß, wenn sie vier Klafter Holz, jede Klafter zu 128 Kubikfuß, giebt. Die gewöhnlichen Eichen geben eine, bis eine und eine halbe Klafter. Ein rüstiger Arbeiter fällt einen solchen Baum in einer halben Stunde und verarbeitet ihn zu Stücken Holz von 4 Fuß Länge und 5 bis 6 Zoll Durchmesser in Einem Tage; für das Hauen einer Klafter ist der feststehende Preis 60 Cents oder $^6/_{10}$ Dollar, also kann ein Holzhauer an einem Tage 60 bis 90 Cents verdienen. Ich habe mich oft darüber gewundert, wie leicht ein hiesiger Baum spaltet; es reicht manchmal ein einziger Hieb hin, um einen Baumstumpf von 6 bis 10 Fuß Länge und 1 bis $1^1/_2$ Fuß Durchmesser von einem Ende bis zum andern zu spalten. Wer in der Nähe einer Fabrik oder eines Landungsplatzes für Dampfschiffe Holz fällen

läßt, der macht gewöhnlich gute Geschäfte, denn der Preis für eine Klafter trockenes Holz ist von 2 bis 3 Dollar. Die Amerikaner sind durch die Leichtigkeit, mit der sich das Holz bearbeiten läßt, so verwöhnt, daß sie einen Eichbaum, dessen Rinde sie errathen läßt, daß der Stamm knorrig oder gewunden ist, niemals hauen.

Nächst den Eichen sind die Sykamoren oder Platanen die häufigsten Bäume der hiesigen Waldungen. Es sind malerisch schöne Bäume! Der schlanke Stamm theilt sich in lange, kühn gen Himmel gestreckte schneeweiße Aeste, an denen die Blätter im prachtvollsten Sammetgrün prangen. Leider ist diese Zierde der Wälder durchaus nicht zu verwenden; das Holz der Sykamore spaltet nicht und enthält so viel Saft, daß es über ein Jahr liegen muß, bevor es verbrannt werden kann. Die Amerikaner hauen daher fast niemals einen solchen Baum um, sondern schlagen mit der Axt eine tiefe Wunde in die Rinde, aus welcher der Saft allmälig entweicht. Nach zwei Jahren steht der Baum wie ein Gespenst da und streckt die geisterhaften weißen Arme in die Luft, als wolle er den Fluch des Himmels auf seine Mörder herabrufen. Legt man Feuer an seine Wurzel, so brennt der also getödtete Baum wie eine Kerze. Es sieht prachtvoll aus, wenn man in einer dunklen Nacht mehre solcher Sykamoren anzündet; der ganze Baum brennt auf einmal und stürzt endlich wie ein feuriger Riese dröhnend zu Boden.

Ein ebenfalls sehr gewöhnlicher Baum ist der Wallnußbaum, deren es acht Arten giebt, von denen der peccan angenehme lieblich schmeckende Früchte trägt; die Nüsse der übrigen Arten haben etwas widerlich Oeliges, werden aber trotzdem von den Amerikanern sowohl roh, als geröstet gegessen. Ein vorzüglicher Baum ist der Zucker-Ahorn, denn er verbindet mit äußerer Schönheit wirklich inneren Werth; ich habe es selbst gesehen, wie aus einer

unbedeutenden Wunde, die in's Fleisch des Baumes gehauen wurde, in wenig Augenblicken so viel Saft hervorquoll, als drei Menschen durch dicke Strohhalme einsaugen konnten. Der Saft schmeckt angenehm erfrischend, aber nicht sehr süß, was mich deshalb wundert, weil eben aus diesem Saft auf den meisten Farmen der Zuckerbedarf für die ganze Haushaltung gewonnen wird.

Außer den oben genannten Bäumen findet man hier die liebliche Ceder, die Linde, Ulme, Pappel, Esche, Sassafras, Maulbeerbaum, Redwood, Pagaw, die Fichte, Kirsche und Pflaume, den Eisenbaum, die Erle, den wilden Apfel und Hickory. Die Cedern werden besonders geschätzt, weil ihr Holz fast unvergänglich ist, daher es denn zu Pfosten, Schwellen, Schiffsbauten u. s. w. verwendet wird. Die Linde unterscheidet sich merklich von der deutschen, wird aber wegen ihres weißen schönen Holzes von den Tischlern sehr gesucht. Ein eigenthümlicher Baum ist der Hickory; er spaltet wie Glas, ist aber fast gar nicht zu brechen; sein Bast ist so stark, daß ein Stück desselben, so breit wie ein Finger, stärker ist, als ein fingerdicker Hanfstrick; außerdem brennt das Hickory-Holz sehr leicht und entwickelt außerordentliche Hitze; eine Klafter Hickory wird von den Dampfschiffen eben so theuer bezahlt, wie 1½ Klftr. Eichenholz. Noch muß ich des Persimonen-Baumes gedenken. Er ist gewöhnlich sehr schlank gewachsen, hat ein schönes Laub, würde daher gewiß sehr hübsch sein, wenn er nicht fast immer mit Spinngeweben überzogen wäre. Die Früchte dieses Baumes sind ganz vortrefflich; sie gleichen einer deutschen Eier-Pflaume, sind aber erst genießbar, wenn sie vollkommen durchsichtig geworden sind. Sie schmecken vor ihrer vollständigen Reife ungefähr wie die deutsche Schlehe, nach derselben aber fast wie Aprikosen, nur daß sie saftiger und süßer sind, als jene.

Ich habe schon erwähnt, daß sich hier eine Menge

Haselsträucher und Weinreben vorfinden; die Haselsträucher sind vollkommen wie die deutschen, zeigen aber hier, wo sie vorkommen, reichen Boden an. Die Weinreben erreichen eine außerordentliche Größe und Dicke; ich habe Reben gesehen, die zehn Zoll Durchmesser an der Wurzel hatten, und deren Aeste einen sehr großen Eichbaum so umschlungen und umstrickt hatten, daß man lange Zeit vergebens nach einem freien Plätzchen umhersuchen mußte; bisweilen bilden die Reben natürliche Lauben, indem sie mehre junge Bäume umschlingen und deren Kronen ganz bedecken. Die Trauben dieser Reben sind roth und schmecken eben nicht sehr angenehm; gewöhnlich faulen sie vor der Reife alle ab.

Noch muß ich eines Gewächses erwähnen, das ich besonders hoch schätze, und das hier unter dem Namen „Mai-Apfel" bekannt ist. Die Pflanze wird höchstens 1½ Fuß hoch, hat nur wenige lange, zackige Blätter und scheint mir auch nicht perennirend zu sein; dem sei nun wie ihm wolle, die eigroßen gelben Früchte, die zu vieren und fünfen neben einander sitzen, sind das Erfrischendste, was ich habe kennen lernen; sie schmecken ungefähr wie ganz vorzügliche Stachelbeeren, sind aber bei weitem süßer und kühlender. Die Schweine, welche heerdenweise in den Waldungen umherlaufen, stellen leider dieser vortrefflichen Frucht sehr gierig nach, so daß es einem Menschen nur selten gelingt, einer größern Partie ganz reifer und saftiger „Mai-Aepfel" habhaft zu werden.

Alle diese Bäume wuchern in üppigster Fülle bunt durch- und nebeneinander und erregen in der Brust des staunenden Menschen das Gefühl der innigsten Dankbarkeit gegen die Vorsehung, welche uns neben dem Eichbaum, den wir zu Balken für unsere Hütte fällen, die lieblichsten und erfrischendsten Früchte gedeihen ließ! Bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun im Walde, tritt uns ein

neuer Baum, ein neuer Strauch prangend und blühend entgegen, so daß wir oft nicht wissen, wohin wir unsere entzückten Blicke wenden sollen.

So groß nun aber auch die Mannichfaltigkeit der hiesigen Bäume und Sträucher ist, so wird dieselbe durch die Verschiedenheit der in ihrem Schatten und von ihren Früchten lebenden Thiere doch bei weitem übertroffen. Der Buffalo, das wilde Pferd, der Panther, das Elennthier, der Bär und der Wolf sind vor den Ansiedlern scheu entflohen, und wenn sie auch noch in einzelnen Theilen des Missouri-Staates leben, so gehören sie doch nicht mehr zu denjenigen Thieren, die der Einwanderer sicher sein kann, überall zu treffen. Da es aber meine Absicht ist, dem Einwanderer ein möglichst wahres und treues Bild von dem zu geben, was seiner hier harret, so begnüge ich mich damit, ihn mit den Thieren bekannt zu machen, deren er hier täglich ansichtig werden kann. Er trifft hier:

1. Den Hirsch. Er ist ein Mittelding zwischen dem deutschen Reh und dem Dammhirsch, ist schön und schlank gebaut, sehr scheu und schwer zu überlisten. Im Sommer sieht man die Hirsche selten; sie leben dann auf den Prairien, halten sich im Dickicht verborgen und entfliehen bei der geringsten Gefahr. Im Herbst und Winter ziehen sie aber in die Nähe der Farmen, auf deren Kornfeldern sie oft große Verwüstungen anrichten. Ihr Fleisch ist ungemein schmackhaft und findet stets eine Menge Käufer. Das Fell wird ebenfalls gesucht und mit 1/2 bis 2/3 Doll. bezahlt.

Die Amerikaner jagen die Hirsche mit großen Bracken, „hounds“ genannt, und folgen auf ihren schnellen Pferden, mit der langen Kentucky-Büchse bewaffnet, durch Dick und Dünn nach. Die Pferde sind dies Jagen so gewohnt, daß sie augenblicklich aus der stärksten Carrière zum Halten gebracht werden; der Reiter legt seine lange Büchse

an und das Pferd steht bewegungslos da, bis der Schuß erfolgt. Sehr eifrige Jäger lauern den Hirschen in mondhellen Nächten auf, nachdem sie vorher ihren Wechsel erforscht haben — doch hierzu gehört eine große Jagdlust.

Mir begegnete im verwichenen Sommer folgendes mit einem Hirsch. Ich hatte den ganzen Sonntag Nachmittag Karten spielend zugebracht und wollte eben in der Abenddämmerung ausgehen, als ich einen Amerikaner athemlos auf mein Haus zueilen sehe und „your gun," Eure Flinte, rufen höre. Ich folgte ihm schnell mit meiner Doppelflinte, konnte aber während des hastigen Laufes, zu dem er mich anspornte, nicht erfahren, was es denn zu schießen gäbe. Plötzlich hält der Amerikaner mitten in der Stadt Portland an und zeigt mir einen prachtvollen Hirsch, der triefend naß eben aus dem Missourifluß herausstieg, durch den er wahrscheinlich von Hunden am jenseitigen Ufer gehetzt, hindurchgeschwommen war. Ich schoß alsbald beide Läufe Schrot auf den Hirsch ab, er stürzte nieder, sprang aber wieder auf und lief gerade auf die offen stehende Thür eines Amerikaners zu. Die Frau verlor vor Schreck ihren Strickstrumpf und warf schreiend die Thür zu, gerade in dem Augenblick, wo der Hirsch schon mit den vordern Läufen die Treppe vor derselben berührte. Am folgenden Tage fing ein Fischer, der seine Netze untersuchte, den Hirsch im Missouri; er hatte wahrscheinlich das jenseitige Ufer wieder gewinnen wollen, war aber in Folge der Verwundung zu schwach gewesen, um den starken Strom zu durchschwimmen.

2. Der Hase. Seiner ganzen Lebensweise nach gehört dies Thier wohl eher zum Kaninchen-Geschlecht, da es sich in Baumhöhlen verkriecht und nur selten sein Lager im Freien sucht. Die Amerikaner jagen die Hasen auf eine höchst eigenthümliche Weise; sie begeben sich nämlich mit einer Axt bewaffnet und von einem Hunde begleitet

in den Wald. Der Hund wird angehalten, jeden hohlen Baum zu untersuchen, und so wie er durch Bellen und Scharren andeutet, daß ein Hase in der fraglichen Höhlung steckt, untersucht der Jäger mit einem langen Stock, wo der Hase sitzt. Sobald er dies weiß, haut er kurz vor dem Hasen ein Loch in den Baum, durch welches er denn endlich seine Beute hervorzieht. Das Fleisch dieser Hasen ist süßlich und bei weitem nicht so schmackhaft, wie das unseres europäischen Hasen.

3. Der Waschbär. Dieser furchtbare Feind der Hühnerhöfe ist leider sehr zahlreich in den Waldungen Missouri's; er erreicht die Größe eines schwachen Hühnerhundes, ist schlanker und feiner gebaut, aber so stark und muthig, daß nur sehr starke Hunde ihn im Kampfe besiegen. Die Waschbären bewohnen ebenfalls hohle Bäume, werden aber nur Nachts bei Mondenschein in den Kornfeldern gejagt, denen sie großen Schaden zufügen, indem sie die Aehren annagen und dann wegwerfen. Wer eine Farm besitzt, der muß zum Schutz seiner Hühner und seines Kornes dann und wann mit seinen Hunden auf Waschbären-Jagd gehen.

4. Das Opossum oder die Beutelratte. Dies ungewöhnlich häßliche Thier ist fast noch häufiger und schädlicher, als der Waschbär; es wird freilich am gewöhnlichsten bei der Nacht, aber auch oft bei Tage angetroffen, wo man dann Gelegenheit hat zu beobachten, wie es sich bei der Annäherung des Menschen zusammenrollt und todt stellt. Man hat mich versichert, daß kein Hund im Stande sei, ein Opossum zu tödten; daß sie ein zähes Leben besitzen ist gewiß, denn ich habe gesehen, daß drei starke Hunde fast eine halbe Stunde lang mit großer Wuth an einem Opossum herumzerrten, ohne es zu tödten, ein kräftiger Axthieb auf den Kopf machte endlich seinem Leben ein Ende.

5. Das Stinkthier. Dies schöne Thier besitzt seinen Namen mit vollem Recht, denn es verbreitet, sobald es angegriffen oder getödtet wird, einen so penetranten Gestank, daß man in der Entfernung einer Viertelmeile noch davon geplagt wird. Wer so unbedachtsam ist, ein Stinkthier zu schießen, und es nachher anzufassen, der leidet schreckliche Qualen, denn es vergehen mehre Tage, bevor er den Ekel erregenden Gestank los wird.

6. Das Eichhörnchen oder squirl. Es ist größer und plumper gebaut, als das deutsche Eichhörnchen, auch bei weitem nicht so lebendig und beweglich wie jenes. Da es ein großer Feind, oder eigentlich Freund der Kornfelder ist und diese in bedeutender Anzahl aufsucht, da es ferner sehr wohlschmeckendes Fleisch hat — so wird es ohne Erbarmen niedergeschossen, wo es sich zeigt. Die Amerikaner schießen das squirl mit der Kugel, suchen aber eine besondere Ehre darin, jedes Mal nur den Kopf zu treffen. Ich habe bejahrte, äußerst ernste und langweilige Amerikaner wie ausgelassene Knaben hinter solch einem kleinen Thierchen herlaufen und springen sehen, als hinge das Glück der Welt davon ab, daß sie es erlegten; und ich weiß ganz gewiß, daß ich bedeutend in der Achtung eines dickbäuchigen Gentleman gesunken bin, weil ich mich einst weigerte, ein squirl, das er eben gefehlt hatte, mit meiner Flinte zu tödten. „Was soll ich damit?" fragte ich jenen Gentleman, als er mir zehn Mal in einem Athem zurief: „schießt, schießt!" „Sie sollen es essen," rief er, den Schweiß von der Stirn wischend, „aber schießen Sie doch um Gottes Willen." — „Ich esse keine Eichhörnchen" entgegnete ich, worauf der Amerikaner mir mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung: „good morning, Sir" bot, was aber fast so klang, als „hole Dich der Teufel."

7. Die wilde Kalkute. In einigen Gegenden trifft man diesen vortrefflichen Vogel in zahllosen Schaa-

ren, so daß es schwer hält, die Hafer- und Weizenfelder gegen sie zu schützen. Ich habe häufig Züge von funfzehn bis zwanzig Stück gesehen und mehrmals sowohl junge, wie alte Vögel dieser Art getroffen. Sie gleichen vollkommen unsern zahmen, schwarzbraunen Kalkuten, sind aber ausnehmend schwer zu schießen; bei dem geringsten Geräusch eilen sie von dannen, und ihr Lauf ist so schnell, daß ein flinker Hund Mühe haben würde, sie einzuholen. Das Fleisch der Jungen ist ungemein zart und schmackhaft, und verdient meiner Meinung nach, großen Vorzug vor dem der europäischen.

8. Den Fasan. Dieser wunderschöne Vogel lebt in Trupps von 10 bis 15 Stück überall im Walde, wo Hügel mit bottom abwechseln. Das Männchen hat zu beiden Seiten des Halses einen Kranz von schwarzen buschigen Federn, die ihm ein sehr schönes Ansehen geben. Komisch ist es, ein Volk Fasanen zu belauschen, wenn sie in der Mittagssonne ausruhen; sie tanzen und hüpfen wie betrunken umher, breiten die Schwanzfedern fächerartig aus, legen den Hals auf den Rücken, hüpfen fußhoch in die Höhe und lassen dabei ein eigenes Gurren hören. Wo man im Walde einen Fasan auffliegen sieht, da kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, deren noch mehre zu finden; sie sind aber auf der Erde schwer zu sehen und im Flug schwer zu schießen; man thut daher immer am besten, sie in die Bäume zu treiben, wo man sie leicht beschleichen kann. Ich hatte gehört, daß der Fasan ruhig sitzen bliebe, wenn der anschleichende Jäger pfiffe oder spräche. Gestern hatte ich Gelegenheit, die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt zu sehen, ich hatte nämlich mehre Fasane in die Krone einer umgehauenen Eiche fliegen sehn und schlich mich nun pfeifend heran; als ich mich dem Busch bis auf einige Schritte genähert hatte, flog ein Fasan weg — ich schoß ihm nach und fehlte. Da erhebt

sich ein zweiter Fasan, den ich sofort herabschieße; kaum habe ich aber meine Flinte abgeschossen, als ein dritter Fasan unmittelbar vor meine Füße läuft und mich ganz erstaunt ansieht. Ich lud nun meine Flinte — immer pfeifend und zischelnd — ; der Fasan drehte unaufhörlich den Kopf hin und her, hob und senkte die Flügel, horchte also aufmerksam zu; als ich geladen hatte, schoß ich den Vogel vor meinen Füßen todt. Diese etwas nach Münchhausen schmeckende Geschichte ist buchstäblich wahr.

9. Das Partridge. Es ist ein Mittelding zwischen dem deutschen Rebhuhn und der Wachtel, lebt nur in der Brütezeit Paarweise, findet sich aber im Herbst in Schaaren von Hunderten und Tausenden auf freien Plätzen, in den Städten und Gärten ein. Der Lockton des Partridge hat einige Aehnlichkeit mit dem Ton der Wachtel, klingt aber im Herbst und Winter ganz anders, als im Sommer. Während dieser letzten Jahreszeit hört man im Walde und im dichten Wiesengras ein tiefes so — foit, so — foit; im Herbst und Winter aber ruft das Männchen drei Strophen, die sich durch Worte etwa fö — wui — hö! wiedergeben lassen. Da dieser Lockton durch Pfeifen mit dem Munde leicht nachzumachen ist und die Partridge eifrig auf den Lockton kommen, so ist es sehr leicht, eine Menge dieser schmackhaften Vögel zu schießen. Sie lassen sich auch in Netze treiben, und ich kenne einen Mann, der an einem Tage sechszig Dutzend gefangen hat. Sie werden dutzendweise verkauft, nachdem sie vorher gerupft und ausgenommen sind; ein Dutzend solcher Vögel kostet hier in Portland 25 Cent oder 1/4 Dollar; in St. Louis bezahlt man 1 Dollar dafür.

10. Das Wiesenhuhn. Ueberall in den Prairieen findet man das Wiesenhuhn in großen Schaaren; es wird ungemein fett und fast so schwer, wie eine Gans; das

Fleisch ist schneeweiß, schmeckt aber nicht besonders gut, denn es ist trocken und faserig.

Außer diesen, zur Jagd gehörigen Thieren, leben in Missouri's Wäldern unzählige prachtvolle Vögel. Unter diesen nimmt der weißköpfige Adler den obersten Platz ein; da auf die Einlieferung eines Exemplars von der Regierung der Preis von 5 Dollar gesetzt ist, so wird diesem schädlichen Raubvogel überall nachgestellt; nach ihm ist der turkey bussard (turkey heißt auf Englisch die Kalkute) der größte Raubvogel. Er lebt nur von Aas, es steht daher eine Strafe von 5 Dollar auf seine Erlegung. Eine Menge anderer größerer und kleinerer Raubvögel, Krähen, Raben, Eulen und Heher stellen den Hühnern und Tauben nach, daher man sich hier mit guten wachsamen Hunden versehen muß, die — wie ich später zeigen werde — muthige und zuverlässige Beschützer aller Hausthiere sind.

Sehr liebliche Vögel sind die Missouri-Papageyen. Sie lebten vor 10 bis 15 Jahren in großen Schaaren im Ohio-Staate, ziehen sich aber, gleich dem Büffel und dem Indianer, vor der Civilisation scheu zurück, und werden somit immer weiter nach Westen gedrängt. Sie haben ungefähr die Größe einer Turteltaube, sind zeisiggrün, haben einen eigelben Kopf, der an der Stirn und Schnabelwurzel schön roth gefärbt ist, und endlich einen langen spitzen Schwanz, dessen mittelste Federn steif und hart sind. Ich besitze selbst einen solchen Papagey, der 2 Meilen von hier in den Flügel geschossen wurde. Er ließ sich in einigen wenigen Tagen so weit zähmen, daß er sich auf meine Hand setzte und dort ruhig seine Aepfel fraß. Nach 14 Tagen ließ ich ihn in den Garten gehen; er kletterte geschickt in die höchsten Bäume, spazierte auch wohl in die Stadt hinab und ging auf die Dächer meiner Nachbarn — kam aber regelmäßig Mittags und Abends nach Hause; in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft hing er sich Abends

mit dem Schnabel an eine vorstehende Schublade, einen Koffer oder sonst ein Meubel, und schlief in dieser unbequemen Stellung die ganze Nacht. Diese eigenthümliche Schlaf-Methode hat er indessen ganz aufgegeben und er sitzt jetzt wie jeder andere Vogel.

Nächst dem Papagey ist der Kardinal der schönste Vogel Missouri's. Er ist etwas größer als ein deutscher Kernbeißer, purpurfarben über den ganzen Körper mit Ausnahme eines schwarzen Vierecks, welches den rosafarbenen Schnabel umfaßt. Besonders schön macht sich sein hoher spitzer Federbusch, den er heben und niederlegen kann. Das Weibchen dieses schönen Vogels ist graugrün, unter den Flügeln blaßroth, hat aber im Federbusch einige purpurne Federn und ebenfalls einen rosafarbenen Schnabel. Männchen und Weibchen singen vortrefflich, sie lassen sich leicht zähmen und brüten im Käfig.

Ein sehr schöner Vogel ist der Riesenspecht, der fast die Größe — d. h. die Länge eines Haushuhns erreicht. Er ist schwarz und weiß und hat einen feuerrothen Kopf; dieser Vogel klopft so stark gegen hohle Bäume, um die Insekten hervor zu locken, daß man es auf unglaubliche Entfernungen hin hört. Außer dem Riesenspecht habe ich hier fünf andere Specht-Arten gefunden, die alle ausnehmend schön gefärbt sind.

Bekannt wegen seines vortrefflichen Gesanges ist der amerikanische Spottvogel, der gleich einer Menge anderer Drosselarten die hiesigen Wälder bewohnt.

Der reizendste aller Vögel ist jedoch der Kolibri. Der hier vorkommende ist nicht viel größer als eine Horniß, und schwirrt wie jene umher. Es ist schwer zu sagen, welche Farbe der Kolibri hat; nimmt man ihn in die Hand, so scheint er schwarzgrau zu sein, sowie man ihn aber gegen das Sonnenlicht wendet, spielt er im glänzendsten Grün, Purpur, Blau und Gelb. Ich habe oft einen Ko-

libri, der gerade im Schatten eine Blume oder einer Pflanze schwirrte, für einen Nachtfalter gehalten, bis ich denn plötzlich alle die prachtvollen Farben auf dem kleinen Thierchen schimmern sah. Der Kolibri setzt sich sehr selten; er fliegt von Blume zu Blume, hält sich schwebend vor dem geöffneten Kelche und steckt seine Zunge in die Blume selbst hinein, um den Honigthau einzusaugen. So klein und winzig dieser reizende Vogel ist, so streitsüchtig ist er auch; ich habe oft gesehen, daß zwei Kolibri's in der Luft umherschwirrend hartnäckig mit einander gekämpft haben; sie werden so zornig, daß sie über ihren Kampf jede Vorsicht vergessen und kämpfend in ein offen stehendes Fenster hineinfliegen. Die Natur hat den Kolibri zu einem sehr geschickten Baumeister gemacht; er klebt nämlich an ein Blatt sein beutelförmiges, dichtes und seidenweiches Nest mit der größten Kunstfertigkeit an, so daß der berühmte Schneidervogel ihn wohl kaum übertrifft.

Ein Amerikaner soll einst in Deutschland lange Zeit einer singenden Lerche zugehört und dann plötzlich ausgerufen haben: „hätten wir in Amerika solch einen Sänger, so hätten wir den Himmel auf Erden.“ Es scheint auch wirklich, daß die Vorsehung diesem, sonst so verschwenderisch beschenkten Welttheile absichtlich den Singvogel versagt hat, — denn die Leistungen des Kardinals, der Spottdrossel und einiger anderer Sänger sind im Vergleich zu denen unserer deutschen Nachtigallen, Finken und Grasmücken wirklich höchst bescheiden. Man trifft hier bisweilen Vögel, die auch in Deutschland leben, wie z. B. den Zaunkönig; er ist vollkommen so groß, lebt gerade wie der deutsche — singt aber durchaus nicht, während doch bekanntlich der deutsche Zaunkönig recht niedlich singt. Der hiesige Buchfink unterscheidet sich nur dadurch vom deutschen, daß er Lasurblau auf dem Rücken ist — er singt aber nicht, — und so geht es mit einer unzähligen Menge

hiesiger Vögel; wir erkennen in ihnen prachtvolle Arten Hänflinge, Stieglitze, Zeisige, aber die Natur hat ihnen die Stimme versagt.

Noch muß ich der Turtel- und Wandertaube gedenken. Jene ist der deutschen Turteltaube fast ganz gleich und lebt das ganze Jahr hindurch in den hiesigen Wäldern. Die Wandertaube hingegen lebt den ganzen Sommer hindurch im nördlichen Theile Amerika's, und kommt nur auf ihren Zügen im Herbst und Frühjahr durch den Missouri-Staat. Wie groß diese Züge aber sind, kann man sich nur dann versinnlichen, wenn man sie selbst gesehen hat. Der Himmel verfinstert sich und ein Brausen entsteht in der Luft, als wenn ein Gewitter heranzöge; tritt man dann an's Fenster, so sieht man, so weit das Auge reicht, eine unermeßliche Wolke von Tauben daher ziehen; ein solcher Zug dauert aber bisweilen unausgesetzt vom Morgen bis zum Abend. Ich habe im vorigen Herbst eine Menge dieser Tauben geschossen, sie sind außerordentlich fett, bedeutend größer als eine deutsche Haustaube und haben sehr lieblich schmeckendes zartes Fleisch.

Dieser kurze Abriß möge meinen Lesern einen Begriff von der unendlichen Mannigfaltigkeit geben, mit welcher die Natur hier ausgeschmückt ist. Sie bietet in unermeßlichster Fülle Alles dar, was der Mensch bedarf, was ihn erfreuen und erquicken kann. Wohl sehnt sich der Einwanderer bisweilen zurück nach den liebgewonnenen Plätzen der Heimath, dem duftenden Buchenwald, dem plaudernden Forellenbach, — doch sowie er seine Blicke umherschweifen läßt, verliert er sich in Staunen und Bewundern der neuen Heimath, die ihm nur zu bald das Andenken an die alte verleidet!

3.

Die Flüsse; ihre Bewohner; die Fluß-Dampfschiffe.

Der Hauptstrom Nord-Amerika's, der **Missouri**, ist von seinem Einfluß in den Missisippi fast eintausend deutsche Meilen schiffbar, bei dem Städtchen **Alton** vereinigen sich die beiden Riesenflüsse und fließen unter dem Namen **Missisippi** in den Golf. Hätte man früher den Missouri-Strom gekannt, so würde man ihm nicht zugemuthet haben, seinen Namen gegen den des Missisippi umzutauschen, denn er ist in jeder Beziehung größer, wasserreicher und mächtiger als jener.

Das Wasser des Missouri ist trübe und schlammig, aber dennoch sehr gut zu trinken. Diesem Schlamm schreibt man die große Fruchtbarkeit des Missouri-bottom's zu, das, wie ich oben schon erwähnte, alljährlich überschwemmt wird; ich glaube aber viel eher, daß die zahllosen Nebenflüsse in ihrem, theilweise sehr raschen Lauf Schlamm- und Damm-Erde mit sich schwemmen und so dem Missouri zuführen. Die Ufer des Missouri sind größtentheils flach, nur hin und wieder hüglig und selten felsig, — daher sie denn auch nicht besonders schön zu nennen sind. Der Strom macht im Gegentheil eher einen unangenehmen, als angenehmen Eindruck. Sein oft Meilen breites Bette enthält eine Menge Sandbänke, kleinere und größere mit Pappeln bewachsene Inseln und unzählige Baumstämme, die aus dem fernen Westen hergetrieben in chaotischem Wirrwarr häßliche Gruppen an irgend einer Sandbank bilden. Oft stehen derartige Bäume einzeln im Wasser; sie sind im schlammigen Grunde des Flusses festgerathen und starren mit einem Ende bald hoch, bald niedrig über den

Wasserspiegel hervor. Die Dampfschiffe haben von diesen Bäumen viel zu leiden und jährlich finden einige derselben ihren Untergang, indem sie unversehens gegen einen dieser Baumstämme anlaufen.

Der Mississippi ist bis zu seiner Vereinigung mit dem Missouri klar und hell; er soll in Jowa sogar schöner und reiner sein, als unser guter deutscher Rheinstrom. Im Norden hat er prachtvolle Ufer; im Süden dagegen bietet er, mit Ausnahme von wenigen Punkten, — dasselbe unfreundliche Bild dar, welches wir am Missouri haben kennen lernen.

Nach dem Mississippi-Fluß ist der schöne Osage-Strom der größte; er fließt bei Lisle in den Missouri, hat reizende fruchtbare Ufer und ist über hundert deutsche Meilen schiffbar. Neben dem Osage verdient der romantische, erst in den letzten zehn Jahren gewürdigte Gasconade und der Merrimack genannt zu werden. Die Ufer des Gasconade sollen überaus wild, felsig und daher auch schön sein; sie sind noch wenig bewohnt und werden größtentheils nur von Holzhauern und Jägern besucht, die beide vortreffliche Geschäfte machen. Der Merrimack ist schon mehr angesiedelt, ist aber besonders wegen der zahllosen Schaaren von wilden Kalkuten berühmt, die sich an seinen Ufern aufhalten. Außer den eben genannten verdienen erwähnt zu werden: der Grand-River (100 Meilen schiffbar), der Kansas (250 Meil. schiffbar), der Sciou, der La-Platte, der Weiße Fluß, der Jaque, der Chien, der kleine Missouri, der Yellow-stone und der Mariae-Fluß.

Die Flüsse des Missouri-Staates enthalten nur wenige Arten von Fischen; ich habe bisher nur den Kattfisch gesehen und gegessen; er wird bis zu 150 Pfund schwer und schmeckt ganz vortrefflich. Außer dem Kattfisch fängt

man noch den Buffalofisch, den Hecht, Schildkröten von der Größe eines Tellers, und Krebse.

An den kleinen Bächen oder Creeks, welche mit den Hauptflüssen in Verbindung stehen, halten sich eine Menge Schlangen und Frösche auf, von denen erstere eine ziemliche Anzahl giftiger Arten zählen. Die größte Giftschlange ist die Klapperschlange. Sie ist feige, entflieht klappernd vor dem Menschen und beißt nur, wenn sie getreten oder geschlagen wird. Ihr Biß ist so giftig, daß er nach einigen Minuten starke Geschwulst und nach einigen Stunden den Tod zur Folge hat, wenn der Gebissene nicht sogleich die Bißwunde ausschneidet und eine tüchtige Quantität Pulver darin abbrennt. Hat man kein Pulver zur Hand, so schneidet man die Wunde aus, tödtet ein Huhn, einen Hund oder eine Katze, entblößt an einer Stelle das Fleisch des eben getödteten Thieres und bedeckt die Wunde mit der entblößten Stelle. Das Gift, welches etwa in der Wunde zurückgeblieben war, zieht in den Körper des Thieres und bleibt wenigstens nicht in solchem Maße im Menschen zurück, daß er rettungslos verloren ist. Die Schweine sind unversöhnliche Feinde der Schlangen, und es ereignet sich daher höchst selten, daß auf und bei einer bewohnten Farm eine Klapperschlange gefunden wird.

Nach der Klapperschlange ist die „Mocassin" am gefährlichsten; sie rollt sich indessen, bevor sie beißen will, zusammen, erhebt sich zischend und züngelnd und springt dann erst vorwärts; es gehört also, da sie ihrem Feinde so viel Zeit zur Flucht oder Gegenwehr giebt, eine außerordentliche Unvorsichtigkeit dazu, von einer Mocassin gebissen zu werden. Ihr Biß ist eben so tödtlich, wie der der Klapperschlange und wird auf dieselbe Weise behandelt.

Außer den beiden eben genannten giebt es hier an giftigen Schlangen: „die Blindschleiche, Kupferschlange

und schwarze Wasserschlange; die Haus- oder Strumpfbandschlange ist vollkommen unschädlich.

Ich habe von allen diesen Schlangen-Arten nur die Haus- und Kupferschlange gesehen. Die zahllosen Schweine-Heerden, welche rings in den Wäldern umherwühlen, vertilgen zum Heil des Menschen diese gefährlichen Thiere, und es gehört demnach zu den größten Seltenheiten, daß ein Mensch von einer Schlange gebissen wird.

Ein merkwürdiges Thier ist der Brüllfrosch. Er wird ungefähr 5 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit und ist graugrün gefärbt; da er sehr scheu ist und bei dem Nahen eines Menschen sofort unter's Wasser schwimmt, so habe ich trotz aller Mühe bisher keinen fangen können und muß mich mit der obigen Beschreibung begnügen. Dieser Frosch bläht einen Sack, den er an der Kehle hat, wie eine Blase auf und läßt dann ein Brüllen hören, das schwer von dem Gebrüll eines Ochsen oder Stiers zu unterscheiden ist. Es ist gar nicht zu begreifen, wie dies kleine Thier einen so starken Ton hervorbringen kann.

Ist die Zahl der, ganz und theilweise in den hiesigen Flüssen lebenden Thiere nun nicht sehr groß, so ist die Zahl der Vögel, auf und an ihren Gewässern, um so größer. Es finden sich hier Schwäne, Pelikane, Reiher, Kraniche, Gänse, Enten, Möven, Taucher und Eisvögel aller denkbaren Arten. Die Gänse leben in so großen Schaaren auf dem Missouri, daß in den bottom-Farmen eigene Wächter das Korn vor ihnen schützen müssen! Gottfried Duden erzählt in seinem Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten, daß ein Farmer nach einem starken Hagelschlag 300 erschlagene Enten aufgesammelt habe. Die verschiedenen hier lebenden Gänse- und Enten-Arten sind übrigens dieselben, die dem deutschen Jäger in seiner Heimath aufstoßen. Ich habe hier unter den Wasservögeln nur eine, mir bisher unbekannte Art Reiher

gefunden, welche nicht viel höher ist als ein Haushuhn. Merkwürdig ist, daß erst seit den letzten zwei bis drei Jahren Möven auf dem Missouri-Fluß leben.

Nur die beiden Hauptströme Missouri und Missisippi werden von Dampfboten regelmäßig befahren; den Osage-Fluß gehen nur ausnahmsweise Dampfschiffe hinauf, wenn sie Ladungen einzunehmen oder abzuladen haben. St. Louis ist der Stapelplatz, dem alle Producte des Westens zugeführt werden; daher werden die Schiffe auch von hier nach den verschiedenen Städten expedirt, welche an beiden Ufern des Missisippi und Missouri liegen. Jeden Sonnabend gehen Paquetbote, d. h. regelmäßig fahrende, an allen Stationen anhaltende Dampfschiffe von St. Louis nach den westlichsten Ansiedlungspunkten der Amerikaner; aber fast täglich sieht man zwei, drei, oft sieben und noch mehr Dampfschiffe, welche mit Gütern beladen, Strom auf- und abwärts fahren. Man fragt sich oft, wenn man diese rege Schifffahrt ansieht, wie es möglich ist, daß eine so geringe Zahl von Menschen, wie die im Missouri-Staate wohnenden, im Stande ist und sein könne, eine so große Zahl von Schiffen mit Producten zu befrachten. Es wohnen an den Ufern des Missouri-Flusses wohl allerhöchstens 300,000 Menschen; und trotz dieser dünnen Bevölkerung, die sich auf jene unendliche Länge des Flusses vertheilt, fahren jährlich 400 bis 500 Dampfschiffe den Fluß hinauf und hinab. Diese Communikation mit St. Louis reicht aber nach den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr aus, und wir sehen eine Eisenbahn von St. Louis über Springfield nach Kalifornien täglich ihrer Vollendung näher schreiten. Außer den Dampfschiffen gehen unzählige Flöße mit Fleisch, Eiern, Hühnern und Getraide beladen, den Strom hinab, und es herrscht auf dem Missouri-Strom allein ein lebhafterer Handel, als auf allen deutschen Flüssen zusammengenommen.

Man irrt sich sehr, wenn man die hiesigen Dampfschiffe für eben so klein und schwerfällig hält, wie die deutschen; sie sind bei weitem größer, oft 3 bis 400 Fuß lang und mit solcher Pracht ausgestattet, daß der Bau und die Einrichtung eines Schiffes auf 500,000 Dollar kommt. Die Kajüten sind mit unglaublichem Luxus ausgerüstet, die Betten, die Tischwäsche und alles Mobiliar ist so elegant und reich gearbeitet, wie man es nur in sehr wenigen Privathäusern Deutschlands findet. Der Passagier-Preis ist mäßig, ändert sich aber nach den Jahreszeiten, dem Wasserstand und andern Zufälligkeiten; die Bagage des Passagiers wird gar nicht in Anschlag gebracht, wenn man nicht, wie einer meiner Reisegefährten, von St. Louis bis Portland ein ganzes Haus mit vollständiger Einrichtung mit sich führt. Dieser Herr hatte eine Mädchenpension im Ohio-Staate gehabt, zog nun aber mit seiner ganzen Pension nach der Stadt Buonville am Missouri.

Der Reisende thut immer wohl, den Passagier-Preis gleich beim Besteigen des Schiffes zu entrichten; in den Passagier-Preis ist seine Beköstigung und Bedienung mit eingerechnet und es kommt gar nicht vor, daß er um Trinkgelder angegangen wird, es sei denn, daß ein pfiffiger Neger ihm den Neuling ansieht, und seine Entdeckung sofort benutzt. Das Essen auf den Dampfschiffen ist immer ganz auserlesen; schon zum Frühstück werden alle möglichen Braten, Ragouts, Gebäcke und Delikatessen servirt; zu Mittag aber erscheinen eine solche Menge verschiedener Gerichte, daß ein Neuling in den amerikanischen Sitten gewiß nicht ohne die höchste Verwunderung eine solche Dampfschiffs-Tafel betrachten kann, deren einzelne Raritäten ihm von 10 bis 15 Negern nach der Reihe angeboten werden. Man lebt auf einem solchen Schiffe, wie in einem Gasthofe

Ersten Ranges in Hamburg oder Wien, nur lebt man bei weitem billiger als dort.

Es ereignet sich oft, daß ein zum Abfahren fertiges Schiff plötzlich an der Abfahrt gehindert wird und zwei bis drei Tage im Hafen von St. Louis verweilen muß. Hat ein Reisender nun ein solches Schiff bestiegen und seine Passage bezahlt, so wird er während dieser zwei bis drei Tage auf das Vorzüglichste bewirthet, ohne hierfür irgend Etwas bezahlen zu müssen; auf der andern Seite fährt ein Reisender auf einem Dampfschiff bis St. Louis und bezahlt gleich mit für die Rückfahrt, so wohnt, ißt und trinkt er während der vier oder fünf Tage, die das Schiff zum Aus- und Einladen braucht, unentgeldlich auf dem Schiffe.

Eine abscheuliche Sitte ist das Wettfahren der Dampfschiffe, denn nur ihm allein ist das häufige Platzen der Dampfkessel zuzuschreiben. Es fliegen jährlich 15 bis 20 Schiffe auf dem Mississippi und Missouri in die Luft, und es haben im Jahre 1852 gegen tausend Menschen durch derlei Explosionen ihr Leben eingebüßt. Die Packet-Schiffe lassen sich auf solche Wettfahrten fast niemals ein, und die Schiffe Kate Swinney, Martha Jewett und Clara, welche sämmtlich den Missouri und den Mississippi befahren, sind eben so sicher und zuverlässig, wie unsere langsam dahinschleichenden deutschen Schiffe. Die beiden Dämpfer Honduras und Robert Campbell dagegen sind wegen der Rohheit ihrer Kapitaine berüchtigt, daher ich Jedermann davor warne, sich ihnen anzuvertrauen.

Die Fracht für Güter ist nach dem Wasserstande sehr verschieden, durchschnittlich aber sehr billig; die Güter werden gut verpackt, vorsichtig behandelt und fast immer unbeschädigt abgeliefert. Die Schiffe kommen selbstverständlich oft in der Nacht bei irgend einem Landungsplatze an; die für diesen Ort bestimmten Güter werden am Ufer

aufgestellt, die zur Weiterbeförderung am Ufer aufgestapelten Waaren werden eingeladen, das Schiff nimmt so viel Brennholz von dem aufgeschichteten Klafterholz als es bedarf — und fährt dann wohlgemuth weiter. Bei diesem Ein- und Ausladen ist von den Ortsbewohnern vielleicht nicht ein Einziger zugegen gewesen; am folgenden Morgen sieht ein Vorübergehender eine Kiste mit seiner Adresse und daneben zehn andere Kisten stehen; er schafft sein Eigenthum nach Hause, und wenn er ein freundlicher Mann ist, so zeigt er seinen Nachbarn an, daß am Landungsplatze Güter unter ihrer Adresse liegen.

Es bedarf also nicht all der lästigen Förmlichkeiten, ohne welche in Deutschland kein Brief, geschweige denn eine Kiste versandt und empfangen werden kann. Ehrlichkeit und Vertrauen sind die besten Beamten, die zuverlässigsten Spediteure. In großen Städten, in denen der Auswurf der Europäischen Bevölkerung sein Diebeshandwerk treibt, da wäre es allerdings gewagt, sein Eigenthum frei am Fluß-Ufer liegen zu lassen; ich bin aber überzeugt, daß ich eine Kiste hier am Ufer ein ganzes Jahr lang unbewacht liegen lassen könnte, und daß sie da so sicher wäre, wie in einem wohlverwahrten Hause.

Die Dampfschiffe bedürfen zur Ernährung ihrer Passagiere, deren Zahl oft 2 bis 300 beträgt, einer Menge Lebensmittel und Erfrischungen, die sie in der warmen Jahreszeit nicht längere Zeit mit sich führen können. Es leben daher auf der ganzen Fluß-Länge eine Menge Menschen von dem Handel, den sie mit den Dampfschiffen treiben; die gewöhnlichsten Produkte, welche sie zu sehr hohen Preisen absetzen, sind Garten-Gemüse, Hühner, Eier, Butter, Milch und Schmalz. Wer einen bestimmten Absatz an vier Dampfschiffe hat, der macht schon ganz vortreffliche Geschäfte, denn er kann an dieselben eben so viel absetzen, wie an vier der größten deutschen Gasthöfe.

Daß die Dampfschiffe unterwegs Holz einnehmen und für eine Klafter (8 Fuß lang, 4 Fuß breit und 4 Fuß hoch) 2 bis 3 Dollar bezahlen, habe ich schon erwähnt.

4.

Eintheilung des Missouri-Staates in County's. Verwaltung. Postwesen. Straf-Anstalten. Banken. Zinsfuß.

Jeder einzelne Staat der amerikanischen Union ist in County's (wörtlich übersetzt: „Grafschaften") eingetheilt. Der Missouri-Staat enthält deren Hundert, die alle, so viel es die Terrain-Verhältnisse und anstoßenden Gränzen erlaubten, in Quadrate abgelegt sind. Ein jedes solches County ist wiederum in Townships, diese in Sektionen und jede Sektion endlich in Achtzig-Ackerstücke abgetheilt. Die Vermessung findet nach folgenden Regeln statt. Man bestimmt den Lauf eines Parallel-Kreises für eine Anzahl Längengrade und bezeichnet die Richtung, die einzelnen Grade und auch jede Entfernung von 6 englischen Meilen mit Erdhügeln, Steinen, durch Beziehung auf Felsen u. s. f. Von einem Punkte dieser Linie wird nach den beiden entgegengesetzten Seiten hin der Lauf eines Meridians für eine Anzahl Breitengrade verfolgt, und seine Richtung, die einzelnen Grade und die Weiten von sechs Meilen auf dieselbe Weise an der Erdoberfläche bezeichnet. Jetzt erfolgt die Eintheilung in Townships, d. h. in Quadrate von 36 englischen Quadrat-Meilen; durch das Eintheilen jeder Seite dieses Quadrates in sechs gleiche Theile und die Verbindung der einzelnen Punkte durch senkrechte Li-

nien entstehen 36 kleinere Quadrate, deren jedes eine Quadrat-Meile enthält; ein solches Quadrat wird Sektion genannt. Die Sektionen, welche 640 Acker enthalten, werden in Viertel- und Achtel-Sektionen und endlich in Vierzig-Ackerstücke (die kleinsten Parcellen, welche vom Staate gekauft werden können) getheilt.

Die Folge dieser Landes-Vermessung ist, daß sich niemals Streitigkeiten über die Gränzen eines Landbesitzes entspinnen können; jedes Vierzig- oder Achtzig-Ackerstück ist und bleibt ein vollkommenes Viereck, dessen Gränzen nach den Himmelsgegenden bestimmt sind, also niemals verrückt werden können. Es befindet sich in jeder County ein Landmesser, welcher gegen sehr mäßige Vergütung die Ländereien vermessen muß, und gegen dessen Entscheidung kein Rekurs möglich ist.

Zu bedauern ist, daß bei den Vermessungen nicht mehr Rücksicht auf die Wege genommen ist. Es führen zwar von allen Städten County-Straßen nach den Nachbarstädten, und diese sind ohne Rücksicht auf Hindernisse, als Wälder, Bäche, Berge und Abhänge, so weit es irgend möglich war, schnurgerade angelegt. Wo sie durch einen Wald führen, sind die Bäume und Sträucher niedergehauen; drei Axthiebe in die Bäume zur Rechten und Linken der Straße, bedeuten dem Reisenden, daß er sich auf einer County-Straße befindet. Die rechts und links etwa abgehenden Wege haben, wenn sie nur öffentliche Straßen und keine County-Straßen sind, zwei Axthiebe als Erkennungszeichen. Alle Bürger, ja sogar Fremde, die zwei Monate lang im Missouri-Staate wohnen, und selbst Negersklaven sind verpflichtet, drei Tage im Jahre an den öffentlichen Straßen, nach Anleitung eines zum Aufseher erwählten Bürgers zu arbeiten. Der reichste Kaufmann muß ebensowohl erscheinen, wie der ärmste Tagelöhner.

Wenn ich nun trotz dieser vortrefflichen Einrichtungen

mein Bedauern darüber aussprach, daß nicht gehörige Rücksicht auf die Wege genommen sei, so verstand ich darunter, daß von den einzelnen Städten zu den umliegenden Farmen keine Wege führen. Das Gesetz bestimmt, daß jeder Farmer gehalten sein solle, seinem Nachbar einen Weg außerhalb seiner Einfriedigung offen zu lassen; damit ist aber wenig geholfen, denn wenn mein Nachbar mir einen Weg über einen Felsen anweist, so kann ich diesen nicht benutzen, ich kann aber keinen andern von meinem Nachbar verlangen. Mir bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als mich an die County-Court (das Bezirks-Gericht) zu wenden; dieses kauft dann auf Kosten des County meinem Nachbar einen fahrbaren Weg ab. Es kommt indeß sehr selten vor, daß ein Amerikaner seinen Nachbar auf solche Weise molestirt; ich selbst habe durch die Freundlichkeit meines Nachbarn zur Linken einen sehr guten Weg mitten durch sein Feld; freilich habe ich meinem Nachbar zur Rechten dieselbe Gefälligkeit erwiesen.

Die amerikanischen Bürger wählen ihre Beamte aus ihrer Mitte; die gewöhnliche Zeit, welche ein Beamter als solcher fungirt, ist vier Jahre. Es werden alle Beamte ohne Ausnahme gewählt, der Präsident, Friedensrichter, Gassenvoigt, Nachtwächter, Bürgermeister und Postmeister, — und was uns Europäern am meisten auffällt, es herrscht durchaus kein Beamtengeist, keine Bureaukratie. Wie könnte auch ein Friedensrichter z. B. hochmüthig und aufgeblasen gegen einen Tagelöhner sein, da nach Verlauf von einigen Monaten und Jahren vielleicht der Tagelöhner zum Friedensrichter erwählt wird? Man fühlt es überall, wo man mit Beamten zu thun hat, deutlich durch, daß sie von dem streng republikanischen Grundsatz durchdrungen sind, dem Volke, und nur dem Volke verantwortlich zu sein, durch dessen Vertrauen sie für den Augenblick zu öffentlichen Geschäften berufen sind. Nur wenige Beamte,

z B. der Präsident, die Militairs, der General-Postmeister u. a. m. beziehen Gehalt; die übrigen haben ihre Geschäfte entweder umsonst oder gegen sehr mäßige Vergütung zu verrichten. Der Friedens-Richter traut z. B. ein Ehepaar für 1½ Dollar.

Eine jede Gemeinde erwählt nun ihren Friedensrichter, ihren Konstabler und Postmeister, und jede County erwählt den County-Schreiber, Henker und die Geschworenen; alle Countys zusammen erwählen den Gouverneur des Staates und die Abgeordneten zum Senate des einzelnen Staates, wie auch des Gesammtvaterlandes. Jeder Staat erläßt durch seinen Senat und seinen Gouverneur Gesetze und trifft beliebige Anordnungen, die aber dann keine Gültigkeit haben, wenn sie den allgemeinen Bestimmungen des Congresses (Gesammtregierung) zuwiderstreiten. Sowie jeder Staat also gewisser Maaßen selbstständig und unabhängig ist, so ist dieß auch jedes County, jede Gemeinde und endlich jedes Individuum.

Der Sitz der County-Court (Bezirks-Verwaltung) ist womöglich im Mittelpunkt eines jeden County. Der County-Schreiber wohnt für beständig dort; er besorgt alle laufenden Geschäfte. Zu bestimmten Zeiten tritt die County-Court (das Bezirks-Gericht) zusammen. Von ihm werden Verbrecher schuldig oder frei gesprochen, kleine Streitigkeiten geschlichtet und allgemeine County-Angelegenheiten entschieden. Diese County-Court erwählt eine bestimmte Zahl Geschworener, deren Namen dem Volk verschwiegen bleiben; sie werden daraufhin beeidigt, jedes Verbrechen und jede grobe Verletzung der Gesetze der Court anzuzeigen. Es ist dies allerdings eine Art von geheimer Polizei; — aber ihr einziger Zweck ist der, dahin zu streben, daß die vom Volk selbst gegebenen Gesetze Gültigkeit behalten, und sie erreichen diesen, gewiß lobenswerthen Zweck ebenso gut, wie die Gensdarmerie Europas,

haben vor jener aber den Vorzug, daß sie dem Staate keine Kosten verursachen.

Hat Jemand eine Klage gegen einen Andern, z. B. wegen Diebstahl, so schlägt er folgendes Verfahren ein. Er geht zum Konstabler und sagt ihm, daß er N. N. arretiren solle; der Konstabler bringt darauf N. N. zum Sheriff, und diesem wird die Beschwerde gegen N. N. vorgetragen. Der Sheriff ruft eine Anzahl achtbarer Bürger zusammen, constituirt aus ihnen ein Geschworen-Gericht und läßt sie entscheiden, ob Gründe genug zur Verdächtigung des N. N. vorliegen, und ob er in's Gefängniß zu bringen sei? Bejahen die Geschworenen diese Frage, so wird N. N. aufgefordert für sein Erscheinen vor der Court (dem Gericht) Bürgschaft zu leisten. Weigert er sich dessen, oder kann er die Bürgschaft nicht stellen, so wird er in das Courthaus nach dem Sitz der Bezirks-Verwaltung gebracht, und bleibt hier in Verwahrung bis das Gericht zusammentritt. Der Richter kann hier Niemanden auf Verdacht hin festnehmen; der Beschädigte tritt als Kläger auf und der Richter hat nicht zu strafen, er hat nur zu entscheiden, ob der Beklagte schuldig sei.

Es kann aber der Staat der Beschädigte sein, indem seine Gesetze zum Schutz der Moral und Sittlichkeit, der Nüchternheit und Sonntagsfeier verletzt werden. In solchen Fällen tritt der Staat als Kläger auf; die von der Court erwählten geheimen Geschworenen sind Zeugen und die Vertreter des Staates sind die Richter.

Das rasche Aufblühen der Vereinigten Staaten spricht deutlich dafür, daß diese Art der Verwaltung und Gerichts-Pflege ihr Gutes haben muß; daß sie nicht theuer ist, geht daraus hervor, daß ein Farmer, der achtzig Acker urbares Land besitzt, jährlich 1 bis 2 Dollar Abgaben zahlt.

Das Postwesen liegt noch ziemlich im Argen, und

scheint mir sehr stiefmütterlich behandelt worden zu sein. Wie ich schon bemerkt habe, werden die Postmeister von ihren Mitbürgern gewählt; meistens werden Kaufleute oder Geschäftsmänner zu diesem Amt berufen. Sie haben kein festes Gehalt, sondern beziehen gewisse Prozente, die eben nicht bedeutend sein können, da das Porto außerordentlich gering ist. Der Postmeister engagirt nun irgend Jemanden, der sich verpflichtet, an bestimmten Tagen die Briefpaquete zur nächsten Station zu bringen, und wenn dieser „Postreiter" erkrankt und nicht schnell ein Ersatzmann zu haben ist, so kann es sich wohl ereignen, daß ein Brief lange Zeit liegen bleibt. Alle Briefe und Zeitungen, die wir z. B. hier in Portland erhalten, werden aus der, 15 Meilen entfernten Stadt Fulton geholt; ein junger Farmer ist Postreiter, d. h. er reitet zwei Mal wöchentlich die ganze, lange, unbewohnte Strecke hin und her, und erhält für diesen sauern Dienst zwei Dollar wöchentlich. Von Fulton gehen die Briefe nun auf dieselbe Weise weiter nach den größern und kleinern Städten des County oder des ganzen Staates. Wenn ich einen Brief nach Washington am Missouri schicke, das nur 16 deutsche Meilen von hier entfernt ist, so braucht ein solcher Brief 3 Wochen bis er an Ort und Stelle ist; ein Brief nach dem 30 Meilen entfernten St. Louis geht in einigen Tagen hin, und endlich ein Brief nach Europa braucht bisweilen nicht mehr Zeit, als ein nach Washington gesandter. Warum die Dampfschiffe nicht zur Beförderung von Briefen und Paqueten verwendet werden, kann ich nicht einsehen.

Briefträger giebt es in den Vereinigten Staaten nicht. In den großen Städten werden die angekommenen Briefe in den Zeitungen bekannt gemacht, und es hat sich ein Jeder seinen Brief selbst abzuholen; in kleinen Städten, wo keine Zeitungen erscheinen, hat man sich selbst von Zeit zu Zeit auf der Post zu erkundigen, ob ein Brief vorhanden sei.

Es existirt kein Portozwang, d. h. Niemand ist verpflichtet, einen Brief bei der Aufgabe zu frankiren; der Empfänger des Briefes hat aber dann zwei Cent mehr zu entrichten, als das gewöhnliche Porto beträgt. Ein einzelner Brief kostet im Gebiet der Vereinigten Staaten 3 Cent; war er unfrankirt aufgegeben, so zahlt der Empfänger 5 Cent; ein nach Europa gesandter und frankirter Brief kostet 5 Cent — einerlei ob er nach England oder Deutschland adressirt ist.

Trotz dem, daß die Besorgung der Briefe durch Bürger geschieht, die weder Uniformen; Besoldungen, Postexpedienten, Revisoren, Posthörner noch Postbureaus haben, kommt es fast niemals vor, daß ein Brief verloren geht. Es bestehen keine festgesetzten Stunden, in denen es dem Postamte beliebt, Briefe anzunehmen, oder abzugeben, und die sprichwörtlich gewordene Ungezogenheit der deutschen, namentlich aber der preußischen Postbeamten wird hier gänzlich vermißt.

Es mag übrigens einen Begriff von dem raschen Entstehen von Städten in den Vereinigten Staaten geben, wenn ich anführe, daß jährlich ungefähr 1000 neue Postmeister gewählt werden.

Jeder Staat hat ein großes Zucht- und Strafhaus, (Pönitentiarie) zu welches Verbrecher durch die County-Court und den Gouverneur des Staates verurtheilt werden. Vor seiner Verurtheilung (also vor dem, daß er schuldig befunden ist) sitzt der Verbrecher im Courthause als Gefangener. Er hat es hier so gut, wie möglich, muß aber für seine Wäsche und Verpflegung bezahlen. Besitzt er kein Vermögen, so muß er entweder im Arbeitshause oder bei öffentlichen Bauten arbeiten, um seinen Unterhalt im Gefangenhause bezahlen zu können. Ist er in's Zuchthaus abgeliefert, so steht ihm die Wahl irgend eines Handwerkes frei; er muß durch Ausübung desselben seinen

Aufenthalt im Zuchthause bezahlen; was er aber mehr verdient, als hierzu erforderlich ist, das gehört ihm.

Die Strafhäuser werden als Besserungshäuser unglücklicher Mitbürger betrachtet, welche durch Noth und Elend, Unkenntniß, böses Beispiel oder Fehler ihres Charakters zur Begehung einer unrechtlichen Handlung verleitet wurden. Das Bestreben des Staates ist dahin gerichtet, das räudige Schaaf durch Strenge und zugleich durch Lektüre und Unterricht in der Moral zu bessern, damit es später ein nützliches Glied der Gemeinde werden möge. Kinder, Jünglinge und weibliche Gefangene werden besonders vor Umgang mit ältern, verhärteten Bösewichten gehütet, und es ist eine oft vorkommende Thatsache, daß ein Amerikanisches Zuchthaus vollkommen gebesserte Individuen entläßt. Die Gefängnisse sind alle rein, hell und luftig; die ärztliche Pflege und die tägliche Nahrung lassen nichts zu wünschen übrig.

Es kann kein Amerikaner zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt werden; der Verbrecher soll gebessert werden — dieß ist ja der Zweck seiner Einkerkerung — wenn er aber gebessert ist, so muß er auch seinen Mitbürgern wieder gegeben werden, damit er seine Pflichten gegen den Staat erfüllen kann. Die Todesstrafe kann nur dann vollzogen werden, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten das gefällte Urtheil bestätigt. Der Mann, welchen die ganze Nation an die Spitze gerufen hat, den das ganze Volk als den Ersten Bürger bezeichnet hat, er muß entscheiden, ob einer seiner Mitbürger des Glückes, unter Amerikanischen Bürgern fort zu leben, unwürdig sei. Es ist bezeichnend für das hiesige Gerichts-Verfahren, daß der County-Sheriff zugleich der Henker ist. In Europa tritt der Scharfrichter mit seinen Schinderknechten neben das Schlachtopfer auf das Schaffot; in Amerika tritt der geachtete Bürger zum Verbrecher, und indem er ihm die

verderbliche Schlinge um den Hals legt, sagt er ihm, „ich thue an Dir das, wozu mich die Gesetze unsers Vaterlandes zwingen — vergieb mir". Was ist wohl geeignet, den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer zu machen, „eine Hinrichtung durch einen, im Purpur oder Scharlach-Mantel daher schleichenden, aus jeder menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Schinder, der nach vollbrachter That seine „Bezahlung" erhält, — „oder eine Hinrichtung durch einen allgemein geachteten Bürger, der aus Gehorsam gegen die Gesetze seines Vaterlandes das traurige Werk vollbringt?"

Bis zur Entdeckung der Goldschätze Californiens war das geprägte Geld in den Vereinigten Staaten im Verhältniß zu den Summen, welche jährlich im Handel umgesetzt wurden, sehr gering; und selbst jetzt, wo wöchentlich Millionen aus Californien einfließen, ist der Mangel an Gold- und Silber-Münzen oft sehr fühlbar. Ich schreibe es diesem Umstande zu, daß eine so große Zahl von Banken in der Union bestehen, welche mit Bewilligung der Regierung Banknoten von verschiedenen Beträgen in Circulation gesetzt haben. Die Missouri-Bank ist meines Wissens die zuverlässigste und sicherste in Nord-Amerika; sie ist vom ganzen Missouri-Staat garantirt, kann also nur dann falliren, wenn der ganze Staat fallirt — und hierzu ist nach menschlichen Berechnungen keine Aussicht. Den Bankunternehmern ist zur Pflicht gemacht, den jährlichen Ertrag ihres Unternehmens zur Kunde der Regierung zu bringen, damit dieselbe den, gewisse, der Bank erlaubte Prozente übersteigenden Ertrag zum Nutzen des Missouri-Staates einkassiren und verwenden könne. Während die Banknoten des Illinois-Staates in andern Theilen der Union nur mit Verlust ausgegeben werden können, haben die der Missouri-Bank überall vollkommene Gültigkeit.

Bekanntlich ist die Münze, nach welcher hier gerechnet wird, der Dollar. Ein Dollar hat hundert Cent; die kleinste Silbermünze ist das 3 Cent-Stück, ihm folgen das 5 Cent-, 10 Cent-, 25 Cent- und 50 Cent-Stück. Im Missouri-Staat habe ich nie eine kleinere Münze gesehen, als ein fünf-Centstück. Man hört oft nach Schillingen oder „Bitt" rechnen, dieses sind keine wirklichen Münzen, sondern der achte Theil eines Dollars, mithin 12½ Cent. Die üblichen Gold-Münzen gelten Einen, Zwei und einen halben, Fünf, Zehn, Zwanzig, und Funfzig Dollars. Letztere ist achteckig und gilt im Missouri-Staate nur 49 Dollars. Die Banknoten gelten Einen, Zwei, Fünf, Zehn, Zwanzig, Funfzig, Hundert und Tausend Dollar. Ich rathe indessen jedem Einwanderer, sich mit den Banknoten in Acht zu nehmen, denn es coursiren sehr viele falsche.

Der Werth eines Dollars ist genau 3 Mark 8 Schilling Hamburger Courant, es kann sich also ein Jeder leicht die, in seinem Vaterlande übliche Münze in Amerikanischem Gelde berechnen; es sind z. B. 30 Silbergroschen genau 40 Shillinge, also sind 42 Silbergr. 56 Hamburger Schillinge = 1 Amerikanischer Dollar, 700 Pr. Thaler sind 500 Dollars und 1400 Pr. Thaler sind 1000 Dollars.

Wer hierher auswandert, der wechsele in Hamburg bei dem Banquier Delbanco in der Admiralitätsstraße gegen sehr mäßige Procente Amerikanisches Geld ein; ich rathe Jedem möglichst viel Silber zu nehmen, bemerke deßwegen, daß französische Fünffrancs-Stücke hier gern für 93 Cent angenommen werden. Preußisches Geld verliert bei der Umwechslung ganz bedeutend.

Das Sicherste für jeden Einwanderer ist allerdings ein Wechsel; denn wenn dieser auch auf der Reise verloren geht, so ist deßwegen doch nicht das Kapital verloren, es nehme aber Niemand einen Wesel, der nicht auf Sicht lautet, weil die hiesigen Gesetze dem Banquier ohne

dieß 3 Tage Zeit gestatten, bis er einen Wechsel honorirt. Ich nehme z. B. an, daß ein Auswanderer einen Wechsel auf 8 Tage Sicht kauft, den er in New-York einlösen will, während es durchaus nicht seine Absicht ist, in New-York zu verweilen, er im Gegentheil seine Reise nach dem Westen fortsetzen will. Begiebt er sich nun gleich nach seiner Ankunft in New-York zum Banquier und produzirt seinen Wechsel, so bezahlt dieser ihn erst nach 11 Tagen aus, und der Auswanderer muß nothgedrungen diese ganze Zeit hindurch in jener theuern Stadt verweilen. Wer sich einen Wechsel auf die in New-York wohnenden „Reiss Brothers et Comp." verschaffen kann, der thue es ja, es sind ausgezeichnet freundliche und zuvorkommende Menschen.

Der in Amerika gesetzlich erlaubte Zinsfuß ist 6 %. Es ist indessen fast unmöglich gegen 6 Prozent Geld zu leihen, man muß 10 bis 25 % geben, und damit der Verleiher nicht vor Gericht gestellt werden kann wegen Wucher, so schlägt er gleich die Zinsen zum Kapital, und läßt sich über die ganze Summe einen Schuldbrief ausstellen. Ich leihe zum Beispiel auf ein Jahr 500 Dollars, so stelle ich einen Schuldbrief aus, in welchem ich verspreche, nach Jahresfrist die mir von N. N. baar geliehenen 550 Dollars zurück zu erstatten. Man hat in Europo gar keinen Begriff von dem wechselseitigen Leihen und Verleihen von Geld, welches hier an der Tagesordnung ist; es ist ein ewiges Coursiren des Geldes, ein gegenseitiges Bürgschaft leisten und Bürgschaft suchen; Niemand schämt sich Geld zu leihen, aber es weigert sich auch fast Niemand Geld zu verleihen, oder Bürgschaft zu leisten. Es ist zu wenig baares Geld vorhanden, um den Bedarf zu decken, Leute von 2—300,000 Dollars im Vermögen, haben oft nicht einen halben Dollar im Hause, und sie leihen mitunter 20 Dollars bei einem blutarmen Teufel.

Eine natürliche Folge des **Geldmangels** ist ein, bis in's Unglaubliche gehender Credit. Hat Jemand das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, so kann er mit Summen handeln, die sein Vermögen bei weitem übersteigen. Später, wo ich von den Kaufleuten spreche, werde ich dieses Thema näher berühren.

5.

Kirche und Schulen. Wirthshäuser und deren Besuch. Allgemeine Schilderung der Missourier.

In einem Staate, wo es keine Staatsbeamte giebt, da kann auch keine Hierarchie bestehen; unbedingte Freiheit zu thun, was Einem gefällt, wenn man nur nicht die Rechte seiner Mitbürger kränkt, unbedingte Preß- und Redefreiheit sind mit einem Kirchen- und Glaubenszwang unvereinbar. Es ist die Religionsfreiheit im weitesten Sinne des Wortes einer der segenvollsten Grundzüge in der Verfassung der Union.

Es entbehrt jede Religionssekte durchaus jeden Schutzes von Seiten der Regierung oder Volks-Vertretung; der Staat baut keine Kirchen, errichtet und erhält keine Klöster, besoldet keine Geistlichen; er verlangt von seinen Bürgern nicht, daß die Kinder getauft, die Ehen von Geistlichen eingesegnet werden, kurz — er überläßt es einem Jeden, mit seinem Gott und seinem Gewissen fertig zu werden. Eine natürliche Folge dieser Religionsfreiheit ist, daß alle denkbaren Sekten in ungestörter Harmonie neben und unter einander leben; zwar meidet der Amerikaner den Jesuiten und Strengkatholischen, aber mehr wegen der,

mit diesem Glauben verbundenen Unterwerfung unter ein Oberhaupt, als wegen der zwischen der protestantischen und der katholischen Lehre stattfindenden Unterschiede. Nur eine einzige Sekte ist hier allgemeiner Verfolgung ausgesetzt, und zwar die der Mormonen. Eine Religion, welche jeder Sittlichkeit und Moral Hohn spricht, unbedingten Kommunismus predigt und z. B. dem Manne untersagt, eine Frau zu nehmen, ihm dagegen zur Pflicht macht, mit allen Mädchen und Weibern der Gemeinde Umgang zu pflegen — eine solche Religion verdient am Ende auch nichts anderes, als die allgemeinste Verachtung und Verfolgung. Der Stifter dieser saubern Gesellschaft, die merkwürdig genug rasch um sich greift und namentlich aus Deutschland und Frankreich Zuwachs erhält, — ist oder war ein Wiener Jesuit. —

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß die Religion hier im Argen läge. Der Amerikaner ist im Gegentheil sehr religiös, besucht eifrig die Predigt, feiert gewissenhaft den Sonntag und liest viel und andächtig in der Bibel. Wie wahrhaft religiös das Volk sei, möge daraus hervor gehen, daß kürzlich im Senat der Antrag gestellt wurde, einen Geistlichen zu ersuchen, daß er jede Sitzung der Volksrepräsentanten durch ein Gebet eröffnen möge.

Die verschiedenen Sekten sind eifrig bemüht, Ungläubige zu bekehren und Gläubige zu stärken und zu erleuchten; man trifft daher überall Bibeln und geistliche Bücher an, die gratis vertheilt werden; Prediger durchziehen das Land und predigen ihren Zuhörern sowohl an Sonn- wie auch an Wochentagen nach ihren verschiedenen Glaubens-Ansichten über Texte aus der Bibel. Manche dieser frommen Männer mögen die Gottesgelahrtheit studirt haben, manche haben es aber nicht. Wie uns W. Scott in seinen vortrefflichen Romanen von Soldaten

und Bürgern erzählt, die zu Cromwell's Zeiten „vom Geiste beseelt die Kanzel bestiegen" — so wird in Amerika auch so Mancher vom Geiste beseelt, und er predigt auf einem Baumstumpfen im Walde, auf der Kanzel oder im Gasthause, — wo er gerade Zuhörer findet. Warum soll auch nur der Gelehrte über die einfache Moral unserer christlichen Religion sprechen können? Ich hörte in New-York einen Matrosen in einem, zur Kirche eingerichteten Schiffe eine Predigt halten, von der ich zwar nichts verstand, die mich aber deswegen glauben machte, daß sie für ihre Zuhörer von Werth und Nutzen sei, weil die 200 bis 300 Matrosen, die sich um den Redner versammelt hatten, ernst und selbst gerührt umhersaßen, und ihm die ungetheilteste Aufmerksamkeit schenkten.

Mein vortrefflicher Freund, der Hauptmann von Döring hat mich versichert, daß ihn noch nichts so tief erschüttert habe, als die Predigt eines freien Negers.

Wo eine hinreichend starke Gemeinde ist, wird gewöhnlich ein Geistlicher engagirt; es wird mit andern Worten ein Advokat, Schuster, Bäcker oder sonstiger Bürger, der das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat, aufgefordert die Funktionen eines Predigers gegen eine jährliche Entschädigung zu übernehmen. Der Staat bekümmert sich durchaus nicht darum, wer zum Prediger erwählt wird, er erkennt aber auch keine Handlung desselben als eine gesetzlich gültige an. Vollzieht z. B. ein Prediger eine Trauung, so muß dieselbe vom Friedens-Richter eingetragen werden, wenn sie gesetzliche Gültigkeit haben soll. Wo nur kleine Gemeinden bestehen, da erscheint von Zeit zu Zeit ein Geistlicher um die Gläubigen durch Predigten zu erleuchten.

Durch Gesetz der Vereinigten Staaten gehört von einem jeden Township Land ein bestimmter Theil den Schulen des betreffenden County's, so daß dieselben sehr

reichlich mit Subsistenz-Mitteln versehen sind. Die Kinder werden in der englischen Sprache auf höchst zweckmäßige Weise unterrichtet, nur erhalten sie keinen Religions-Unterricht — und keine Schläge. Der kleinste Knabe würde sich gegen seinen Lehrer vertheidigen, wenn dieser es wagte ihn zu schlagen, und was das schwache Kind vielleicht nicht durchsetzen könnte, das würde der Vater des Kindes gewiß vollbringen. Die Lehrer hätten daher einen harten Stand, wenn die Schüler nicht mit dem unbeugsamen Trotz und Stolz zugleich ein Ehrgefühl verbänden, welches wir bei der Europäischen Jugend (bei Kindern von 6 bis 8 Jahren) vergebens suchten. Von frühster Jugend sieht das Kind, wie der Vater in seinem Hause unumschränkter, allein gebietender Herr ist, der sich vor Niemand auf dieser Erde beugt; es sieht den Vater tischlern, zimmern, schmieden, maurern, eggen und pflügen, Rosse bändigen und Hühner rupfen, kurz Alle Gewerbe ohne Ausnahme ausüben. Das Beispiel des Vaters wirkt auf das Kind zurück, es lernt früh nachdenken indem es dem Vater bei seinen verschiedenen Verrichtungen hilft, und betrachtet die Schule nicht als eine Strafanstalt, in der es Vormittags und Nachmittags gelümmelt und geohrfeigt wird, sondern als einen Ort, wo es mehr nützliche Dinge lernt.

Bei der Abgeschiedenheit, in welcher die Farmer oft leben, ereignet es sich wohl, daß die Kinder das 13. und 14. Jahr erreichen, bevor sie Schulunterricht genießen. Solche halberwachsene Kinder schämen sich durchaus nicht, mit andern kleinen Kindern auf Einer Bank zu sitzen; sie setzen ihren ganzen Ehrgeiz darin, in möglichst kurzer Zeit fließend lesen und schreiben zu lernen, damit sie sich durch Selbst-Studium weiter helfen können.

Die Erfahrungen, die ein Mann in einem kleinen Theile Nord-Amerikas sammeln kann, können für das ganze Land nicht maßgebend sein; ich will aber doch die

Bemerkung aussprechen, daß ich in keinem Theile Deutschlands bei den Bauern und Dienstboten eine so gute Schulbildung angetroffen habe, wie hier im Missouri-Staate. Ich erinnere mich eines Besuches in einer holsteinischen Dorfschule; die Kinder wußten sämmtlich die Geschichte vom keuschen Joseph und von David und Goliath; als ich aber fragte, wo Westen, Süden, Osten und Norden sei, da konnte kein einziges antworten. Wollte man hier ein Kind nach Goliath und Joseph befragen, so würde es die Antwort schuldig bleiben; aber mitten im dicken Urwald wird jedes 10jährige Kind die Himmelsgegenden wissen.

Die Amerikaner geben häufig den deutschen Lehrern und Lehrerinnen den Vorzug vor den Amerikanischen, so daß eine große Zahl Deutscher durch Schulunterricht ihren Lebens-Unterhalt gewinnen. Das Schicksal scheint aber mit diesem sauern Amte ein karges Brod unabänderlich verknüpft zu haben, denn mir sind hier in Amerika schon verschiedene Lehrer vorgekommen, die vollkommen so hager und ärmlich aussahen, wie die deutschen Dorfschullehrer. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich immer, daß sie eine große Familie und 200 bis 300 Dollars Gehalt hätten.

Für die Beurtheilung des sittlichen Zustandes mag es von Wichtigkeit und Interesse sein, daß die Schnapsläden, Weinschenken und Billardstuben Europas hier in Amerika fast ganz unbekannt sind. In den großen Städten sind allerdings ähnliche Kneipen, aber sie werden durch ganz bedeutende Steuern und Abgaben möglichst beschränkt. Man findet eigentlich nur Boardinghouses (Wirthshäuser) und Grocery's (Weinschenken.) In einem Boardinghause findet der Reisende Quartier und Beköstigung, aber durchaus keine geistigen Getränke —, es sei denn, daß mit dem Boardinghause eine Grocery verbunden wäre. Im ganzen Missouri-Staate sind, soviel ich habe erfragen können, nur einige wenige Billardstuben in St. Louis.

Die Grocery's können nur dann errichtet werden, wenn eine Petition von der überwiegenden Bürgerzahl eines Ortes an die County-Court eingereicht wird, worin die Bürger bitten, daß es Einem ihrer Mitbürger gestattet werden möge, eine Grocery zu eröffnen. Hier in Portland besteht eine solche Weinschenke, die von einem Deutschen gehalten wird; der Besitzer muß jährlich Hundert Dollars Abgabe bezahlen, darf aber unter keiner Bedingung an Sonn- und Feiertagen ausschenken. Geschieht es, daß oft Trunkenheiten in seinem Weinladen vorkommen, so petitioniren die Bürger um Aufhebung desselben, und alle seine Gegendemonstrationen helfen ihm dann zu nichts. Eine natürliche Folge dieser Verhältnisse ist, daß man sich nirgends ungemüthlicher fühlt, als in einem Gasthause, und daß Niemand auch daran denkt, sich dort einen vergnügten Abend oder Nachmittag zu machen. Der Wirthshaus-Besuch, wie er in Deutschland zum Unheil des Familienlebens besteht, findet hier nicht statt.

In den Grocery's werden alle Arten Liqueure, Schnäpse, Eispunsch, Eislimonade u. s. w. verkauft; es kann nicht fehlen, daß manchmal ein Schnaps mehr getrunken wird, als mit der Vernunft vereinbar und für die Gesundheit zuträglich ist, und es finden leider die grausamsten und mörderischsten Schlägereien in diesen Grocery's statt; — indessen, das sind Zustände, die am Ende in der ganzen Welt verbreitet sind, und die sich durch die weisesten Gesetze nirgends ganz beseitigen lassen.

Im Ganzen darf man aber dreist behaupten, daß im Missouri-Staate bei weitem weniger getrunken wird, als in Europa. Der einiger maßen gebildete Amerikaner ist äußerst mäßig und enthaltsam und gehört meistentheils zum Mäßigkeits-Verein; die weniger gebildeten Eingeborenen, die deutschen Arbeiter und vor allen Dingen die

eingewanderten Irländer sind die häufigsten und besten Gäste des Grocery-Wirthes.

Daß aber ein Säufer sehr bald allen Kredit und alle Achtung verloren hat, und daß er in sehr kurzer Zeit dem heißen Klima erliegt, versteht sich von selbst. Wer sich selbst zum Vieh herabwürdigt, der kann keinen Anspruch auf das Vertrauen sittlicher Menschen machen, und je eher der Tod ihn von dieser Erde abruft, desto besser ist es für ihn.

Eine allgemeine Schilderung der Amerikaner ist gewiß eine schwierige Aufgabe; ich würde mich der Gefahr, unrichtige Urtheile zu veröffentlichen auch nicht unterziehen, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, einige der in Deutschland verbreiteten Ansichten über den Charakter der Amerikaner widerlegen und selbst berichtigen zu können.

Gehen wir in die frühere Geschichte der Freistaaten zurück, so finden wir, daß Engländer, Franzosen, Holländer und Spanier die ersten Ansiedler waren; die Regierungen dieser einzelnen Nationen machten ihren Einfluß auf die Colonien verschieden geltend — sowohl in administrativer, als in religiöser Beziehung. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Colonisten, deren Zahl unaufhaltsam wuchs, allmälig in gegenseitige Berührung kamen und daß unter ihnen ein wechselseitiger Austausch von Sitten, Gewohnheiten, Kenntnissen u. s. w. stattfand. Die Engländer, als die zahlreichsten und praktischsten gewannen bald einen überwiegenden Einfluß, so daß die Nationalität der übrigen Colonisten bald gänzlich verschwand. „Verhältnisse bestimmen den Menschen" — dies wahre Sprüchwort fand in Amerika bald volle Anwendung. Der reiche Kaufmann der stolze und vornehme Lord, der Arbeitsscheue und der Schwindler — sie alle fanden hier sehr bald, daß der Hochmuth, Reichthum, Leichtsinn und Betrug keinen Boden hatten, worin sie Wurzel schlagen konnten. Eigene Kraft,

eigene Ausdauer, eigene Arbeit wurden in Anspruch genommen; die Mühe und Arbeit wurde aber belohnt, der thätige Arme verdiente mehr, als der träge Reiche, sein Selbstvertrauen, sein Stolz erwachte und er fragte sich nicht ohne Grund „bin ich nicht eben so gut wie der Reiche, mehrt sich mein Vermögen nicht täglich, und bin ich nicht selbst der Schöpfer meines Glückes und Wohlstandes?"

Der Reiche, der aus seiner Heimath her gewohnt war, den Armen als ein Lastthier zu betrachten, das niemals etwas anderes als ein Lastthier werden könne, sah zu seinem Erstaunen, wie eine Menge von armen Arbeitern allmälig wohlhabend und selbstständig wurden; er konnte den fleißigen, thätigen Menschen seine Achtung nicht versagen — und es standen der Reiche und der Arme auf Einer Stufe, auf der, der gegenseitigen Achtung.

Die Englische Regierung beging gegen die Colonien die bekannten, schwer gebüßten Fehler und Sünden, und die Colonisten wurden allmälig zur Vertheidigung ihrer Selbstständigkeit getrieben. Alle Männer griffen zu den Waffen; Freiheit und Unabhängigkeit war das Ziel, nach welchem Alle strebten, und der letzte Schatten von Standes-Unterschied ging in dem großen glorreichen Kampfe zu Grunde, denn der Arme focht wieder eben so tapfer, litt eben so heldenmüthig, wie der Große und Reiche.

Das Beispiel der ersten Colonisten, vereint mit dem unausgesetzten Strome der Auswanderung wirkte fortwährend auf die nunmehr freien Republikaner. Wo sich zuviele Menschen anhäuften, da zogen rüstige Männer weiter nach Westen und gründeten Farmen und Städte; die Natur unterstützte und lohnte ihr Streben, so daß allmälig die Ueberzeugung und Gewißheit in die Brust jedes Einzelnen einzog, daß es nur von ihm allein abhange, ob er sein Fortkommen finden werde. Es blieb den Reichen deswegen immer klar vor Augen, daß sie nur mit Mühe,

gegen große Opfer Arbeiter und Dienstboten haben könnten, und daß sie ihren Leuten das bieten müßten, was sie sich so leicht selbst erwerben, eine Häuslichkeit und gewisse Selbstständigkeit. Der freie Republikaner wird nicht zum Knecht, weil er bei einem wohlhabenden Mitbürger arbeitet, er bleibt vollkommen gleich berechtigter, und hierdurch mit Stolz und Selbstvertrauen erfüllter Republikaner.

Die Einwanderer brachten aus den verschiedenen Ländern Europas verschiedene Kenntnisse, Sitten, Sprachen und Religions-Ansichten mit. Der Amerikaner wählte das Gute, was ihm der Fremde brachte, wies aber vorsichtig das Schlechte von der Hand.

Wir finden daher im Amerikanischen Volk Erinnerungen an die Sitten und Gebräuche der verschiedensten Nationen. Sie besitzen die Tüchtigkeit des Engländers, die Ausdauer und Enthaltsamkeit des Spaniers, die Vaterlandsliebe des Schotten, den Spekulationsgeist des Niederländers und die Gastfreiheit des Deutschen.

Es dauert eine Zeit, bis man das Vertrauen des Amerikaners gewinnt; hat man es aber gewonnen, so kann man sich auf ihn verlassen; er ist ein treuer, zärtlicher Freund, hilft bereitwillig, wo er helfen kann und übertrifft in dieser Beziehung bei weitem den Deutschen. Der Deutsche, der hier erst eingebürgert ist, kann einem Kinde verglichen werden, das sich nicht satt freuen kann über ein neues Spielzeug — es giebt es nicht aus der Hand; der ruhige Amerikaner freut sich hingegen, wenn er einem Heimathslosen, achtbaren Mann behülflich sein kann, eine Heimath zu gründen. Der Amerikaner ist vorsichtig im Handel, solange er der Ehrlichkeit eines Andern, mit dem er Geschäfte macht, vertrauen soll; wo er sich aber auf eigene Kraft und eigenes Genie verlassen kann, da ist er unternehmend und kühn. Er ist kalt im Umgang, vermeidet

alle Förmlichkeiten, spricht wenig und gewöhnlich nur über ernste Dinge; er ist ein eifriger Politiker, kannegießert aber nicht wie der Deutsche, und faselt nicht wie der Franzose. Im Streit ist er leidenschaftlich; er kämpft auf Leben und Tod, und rächt sich für jeden angethanen Schimpf; Hochmuth, Jüdelei, Schwärmerei und Geckenhaftigkeit sind Dinge, die den Amerikaner in die Flucht treiben.

Bei der Arbeit ist der Amerikaner thätig und anstellig; er meidet aber alle harte Arbeit soviel als möglich und freut sich oft herzlich, wenn ein starker Regen ihn daran hindert, im Freien Holz zu fällen oder Land zu bestellen. Wenn er einen Baum fällt, der härter und zäher ist, als er erwartet hatte, so sieht er ihn mit grimmiger Wuth an, ruft ihm ein Goddam! zu — haut ihn aber nieder; der Deutsche stöhnt über die schwere Arbeit, der Amerikaner wird zornig über den Widerstand, den ihm ein lebloser Körper leistet.

Der Amerikaner ist ein vortrefflicher Hausvater; er ist sparsam, genügsam, selten heftig gegen seine Hausgenossen, fast niemals ein untreuer Gatte oder grausamer Vater. Er tändelt nicht mit den Seinigen, schwärmt nicht und macht keine Gedichte auf seine Frau —; aber er behandelt sie mit Hochachtung und Rücksicht und liebt sie; er kennt keine Gemüthlichkeit, sondern lobt sich das Praktische, er ist glücklich ohne Luxus und schafft sich dafür das Nützliche an. —

Die Amerikanerin ist in Deutschland als träge, unwissend und verschwenderisch verrufen; man thut ihr durch dieses Urtheil unrecht. Sie ist stolz, weil sie die Tochter eines freien, selbstständigen Mannes ist, der sie von ihrer ersten Kindheit her mit jener Nachsicht und Güte erzog, die der wahrhaft Starke dem hülflos Schwachen gewöhnlich erweiset. Ist sie zur Jungfrau erblüht, so wirbt um ihre Hand ein männlich freier Republikaner, er demüthigt

sich vor dem zarten schwachen Mädchen, und ihr Stolz findet neue Nahrung. Sie hat nicht, wie in Deutschland, die Erlaubniß ihrer Eltern einzuholen, muß nicht Jahre lang warten, bis die Behörde ihrem Verlobten die ersehnte Heirathsbewilligung ertheilt — sie will heirathen, und der Richter muß sie trauen. Es wird ihr jede Arbeit außerhalb des Hauses von ihrem Gatten abgenommen; keine Amerikanerin, selbst die ärmste nicht, trägt Wasser, arbeitet im Garten oder hilft im Felde. Im Hause dagegen schaltet und waltet sie emsig und thätig. Sie backt täglich frisches Brod, macht Butter, kocht, näht, strickt und webt, läßt sich aber jegliches, was sie hierzu bedarf, von ihrem Mann herbeischaffen. Ich habe bemerkt, und diese Bemerkung vielfach bestätigen hören, daß die wohlhabende und gebildete Amerikanerin thätiger sei, als die arme; es ist dies aber eine ganz natürliche Erscheinung. Die wohlhabende besitzt Wolle, die sie weben und stricken kann, sie besitzt Rahm zum Buttern u. s. w. Die arme besitzt diese Dinge aber nicht, muß also die Hände müßig in den Schooß legen, sobald ihre kleinen Vorräthe aufgearbeitet sind.

Wo eine Amerikanerin erscheint, da ist sie im höchsten Grade rein und nett angezogen; sie ist still und wortkarg, fast niemals lebhaft, behauptet aber eine vornehme, stolze Haltung. Ich habe Amerikanerinnen, und zwar Farmerinnen gesehen, die meine Begrüßung mit wahrem Hochmuth erwiderten; als ich zum ersten Male die Wäscherin in Portland, eine blutarme Witwe, im Hause meines Bruders sah, standen wir auf, um ihr einen Stuhl anzubieten. Sie nahm diese Artigkeit an, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen; würde aber den Präsidenten der Republik vollkommen ebenso behandelt haben.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung in Nord-Amerika, daß man dem Menschen und nicht seinen Titeln und Kleidern,

Schätzen und Orden höflich begegnet. Die Frau des reichsten Mannes in der Union genießt nicht mehr Aufmerksamkeit von ihren Mitbürgern, als die ärmste Wäscherin; sie heißen beide Mistreß, gehören beide dem zartern Geschlechte an und haben dadurch einen Schutzbrief, den jeder Amerikaner respektirt. Man trifft auf Reisen stets eine Menge allein reisender Damen; sie sind der Gegenstand allgemeinster Rücksicht und Zuvorkommenheit und dürfen überzeugt sein, daß ihnen keine einzige Ungezogenheit begegnet. Ist das in unserm gebildeten Europa auch so der Fall?

In den großen Städten mag man eine Menge Erfahrungen machen, die mit den obigen Schilderungen nicht übereinstimmen; Lug, Trug, Diebstahl, Mord, Trunkenheit — kurz alle denkbaren Verbrechen fallen in erschreckender Unzahl vor, so daß das berüchtigte England weniger Verbrecher in seinen Städten aufzuweisen hat, als Nord-Amerika. Wer bewohnt aber die großen Städte der Union? Der Auswurf des Europäischen Pöbels hat sich in New-York, St. Louis und New-Orleans eingenistet und erhält täglichen Zuwachs; die große Minderzahl der Verbrechen wird von Amerikanern begangen; Irländer, Franzosen und Deutsche zeichnen sich besonders in diesem Fache aus.

6.

Die Dienstboten; die Sklaverei; freie Neger; Indianer und deren Monumente.

Da es Jedermann so leicht wird, sich selbst einen Heerd zu gründen, so ist es begreiflich mit großen Schwierigkeiten verbunden, Dienstboten zu bekommen. Wir Eu-

ropäer sind nebenher gewohnt, unsere Dienstboten auf eine Art und Weise zu behandeln, wie sie hier durchaus nicht vorkommt, und finden es deswegen oft unmöglich, die Dienstleute, die wir nach langem Suchen und Mühen gefunden haben, bei uns zu behalten. Es verschwindet durchaus das Verhältniß zwischen Herrn und Knecht oder Magd, und es tritt an seine Stelle das zwischen einem Arbeit bezahlenden und einem Arbeit verrichtenden Mann ein. Der Arbeitsmann ißt und trinkt mit dem Hausherrn an Einer Tafel; er bewohnt mit ihm Eine Stube, setzt sich neben ihn an den Kamin, — gehört mit Einem Worte vollkommen zur Familie; er verrichtet nur die, ihm vor seiner Annahme ausdrücklich bedungenen Dienste, läßt sich aber nicht darauf ein, bald dies, bald jenes nach der Laune des Hausherrn zu verrichten; er läßt sich nicht befehlen, nicht schelten und hunzen und noch viel weniger schlagen. An Sonn- und Feiertagen, bei Regen- und Schnee-Wetter bleibt der Arbeitsmann im Hause; er geht aus, wann es ihm gefällt, nimmt ein Pferd aus dem Stall und reitet spazieren, verläßt den Dienst, wenn es ihm beliebt, ist und bleibt überhaupt ein von den Launen und Lebens-Ansichten des Hausherrn durchaus unabhängiger Mann. Gewöhnlich werden die Arbeitsleute auf Monats-Zeit gemiethet; ein tüchtiger Arbeiter erhält im Missouri-Staate acht bis zwölf Dollars — in den Sommer-Monaten auch funfzehn Dollars; diese letzte Summe wird auf 24 Arbeits-Tage berechnet, so daß also für einen Tag 62½ Cent. fallen; außer dem Lohn hat der Arbeiter Wohnung, Kost und Wäsche. Erkrankt er, feiert er einen oder mehre Tage, muß er wegen schlechten Wetters seine Arbeit einstellen, so wird ihm für die ganzen oder halben Tage, an denen er nicht gearbeitet hat, der Lohn abgezogen.

Ein Dienstmädchen bekommt in St. Louis monatlich 7—8 Dollars, in kleinern Städten und auf dem Lande

dagegen nur 4 bis 5 Dollars; ihre Stellung der Hausfrau gegenüber ist dieselbe, die der Dienstmann dem Hausherrn gegenüber einnimmt. In manchen Häusern wird sie Miß genannt, in andern wieder nur bei ihrem Taufnamen. Sie läßt sich begreiflich noch weniger befehlen, als der Dienstmann; — „sein Sie so gefällig dies oder das zu thun" — das ist die Art und Weise, wie sie angeredet wird. Hat sie in der Küche nichts zu thun, so setzt sie sich auf den Lehnstuhl neben die Hausfrau und spricht mit ihr, wie mit Ihresgleichen. Sieht die Herrschaft Fremde, so nehmen die Dienstboten an der Gesellschaft Theil, d. h. sie bedienen die Gäste, nehmen aber mit ihnen Platz am Tisch und lassen sich die Austern und den Champagner vollkommen gut schmecken.

Anfangs scheint es dem Europäer unmöglich, sich in dies Verhältniß hinein zu finden; allmälig gewöhnt er sich daran und findet es natürlicher und schöner, als das in seiner alten Heimath bestehende.

Einen argen Widerspruch bildet hiergegen die Stellung der Negersklaven. Es ist und bleibt ein Makel für die Vereinigten Staaten, daß sie die Sklaverei fortbestehen lassen; indessen, es liegt nicht in meiner Macht, diesem schändlichen Zustande abzuhelfen, und so will ich mich damit begnügen, die Lage der Negersklaven im Missouri-Staate zu schildern.

Ein Sklave ist ein willenloses, verkäufliches, den Launen seines Besitzers durchaus unterworfenes Geschöpf. Das Gericht nimmt ihn nicht als Zeugen, nicht als Kläger an, also ist der Schutz, den die Gesetze ihm gewähren, so gut wie gar keiner. Der Sklave darf nicht lesen und schreiben lernen, er darf nicht in die Grocery gehen und Branntwein kaufen, er darf sich gegen einen Weißen nicht wehren — kurz er darf nichts thun, was Selbstständigkeit, Ehre und Menschennatur verräth. Er muß auf Befehl seines

Herrn heirathen, d. h. mit andern Worten, irgend eine Negerin sein Weib nennen, er muß selbst seine Kinder auf den Markt bringen und ohne Widerrede in allen Dingen ganz unbedingt gehorchen.

Wir sind in Europa gewohnt, die Sklaverei nur nach diesem Abhängigkeits-Verhältniß zu beurtheilen, und denken uns gewöhnlich die eiserne Kette und die Peitsche hinzu. Wie sehr wir indessen Unrecht haben, wenn wir uns die materielle Lage der Sklaven so düster ausmalen, das erfahren wir erst, wenn wir an Ort und Stelle die Sache im rechten Lichte betrachten.

Wer Sklaven hält, läßt sie gewöhnlich ein eigenes Haus bewohnen; die Sklavin kocht und wäscht in diesem Hause, während die Männer und Kinder im Freien arbeiten. Sie strickt und webt, verrichtet überhaupt die Arbeiten einer Hausfrau; hat sie Zeit übrig, so muß sie während derselben ihrer Herrin zur Hand gehen. Der Mann erscheint Morgens früh im Felde und verrichtet die ihm aufgetragene Arbeit; Mittags ruht er mehre Stunden bei Weib und Kind aus. Er wird nicht übermäßig angestrengt, arbeitet im Gegentheil weniger als ein Weißer; er wird nicht gescholten, nicht gehunzt und geschlagen, es sey denn, daß er es wirklich verdient habe. Die Behandlung, welche er erfährt, ist im Gegentheil durchgängig bei weitem besser als die, welche unsere deutschen Gutsunterthanen von ihren Herren erdulden. Ist der Sklave krank, so wird er sorgfältig gepflegt; keine Kosten, keine Medizinen werden gespart, um ihm die Gesundheit wieder zu geben.

Die Kinder der Neger wachsen mit denen der Herrschaft auf, spielen mit ihnen umher, werden aber freilich von Jugend auf daran gewöhnt, in den Weißen überlegene Wesen zu sehen. Sie lernen allmälig allerhand Arbeiten verrichten und werden, wenn die Herrschaft ihrer nicht

selbst bedarf, verkauft oder vermiethet. Alljährlich ist um Weihnachten im Sitz der County Sklaven-Markt und Sklaven-Miethe. Ein starker Neger von 20—30 Jahren wird für 800 bis 1000 Dollars verkauft und für 100 bis 120 Dollars vermiethet; eine Negerin kostet 500—700, und wird für 40 bis 60 Dollars vermiethet.

Mögen sie nun bei ihren Besitzern oder Miethsherren leben, so haben sie den Sonnabend Nachmittag und den ganzen Sonntag, außerdem aber um Weihnachten sechs Tage frei. Jeder Farmer erlaubt seinem Neger am Sonnabend Nachmittag ein Pferd zu besteigen, seine in der Nachbarschaft lebende Frau zu besuchen, und bis zum Montag Morgen auszubleiben; er giebt ihm ein Stück Feld, das er mit Taback, Waizen oder sonstigen Früchten bestellen kann, erlaubt ihm dieß mit den besten Pferden zu thun, und sorgt nach der Erndte für möglichst theuern Absatz des gezogenen Produktes. Außerdem verdient der Neger sich durch Flechten von Strohmatten, Besenbinden u. s. w. immer mehr, als sich ein deutscher Knecht in seinen Freistunden verdienen kann. Ich habe selbst eine verheirathete Negerin gemiethet, die seit diesem Neujahr mit zwei Kindern, einem Säugling und einem dreijährigen Mädchen bei mir lebt. Sie ist ein vortrefflicher Dienstbote, aber setzt mich oft durch ihr Betragen in Erstaunen, indem sie bei weitem nicht so schüchtern ist, wie eine Magd in Deutschland sein würde. Ihre beiden Kinder sind den ganzen Tag über in der Wohnstube meiner Frau; ich habe in meinem Leben nicht so viel gewiegt, als in den beiden letztverflossenen Monaten. Jeden Sonnabend erscheint der Mann unserer Negerin zu Pferde. Er ißt bei uns zu Abend, lebt den ganzen Sonntag bei uns im Zimmer und geht erst am Montag Morgen nach dem Frühstück wieder fort. — Wo ich noch Neger gesehen habe, waren sie gut gekleidet, gut genährt und heitern frohen Sinnes. Sie

besitzen fast immer große Anhänglichkeit an ihre Herren, und es ist eine häufig erlebte Thatsache, daß sie das Anerbieten der Freiheit entschieden ablehnen.

Es kann mir nicht einfallen, bestreiten zu wollen, daß mancher Negersklave ein saueres, trauriges Leben zu führen hat, und daß es Herren giebt, die ihre Macht auf schändliche Weise üben; aber ich behaupte dreist, daß die Neger im Missouri-Staate im Allgemeinen eine bessere Nahrung, Pflege und Behandlung finden, als die Dienstboten in Deutschland. Als ich neulich unserer Negerin die Lage einer deutschen Dienstmagd schilderte, und sie darauf fragte, ob sie wohl mit ihr tauschen möchte, da sagte sie „Germany must be a very hart county“ — (Deutschland muß eine böse Gegend sein!)

Meines Erachtens ist das Loos der freien Neger viel härter, als das der Negersklaven. Sie können zwar einen Besitz haben und Gewerbe treiben, dürfen aber nicht wählen oder gewählt werden, keine Ehe mit Weißen schließen, nicht vor Gericht zeugen und sich überhaupt nicht in die Gesellschaft der Weißen wagen. Auf den Eisenbahnen giebt es eigene Negerwägen, weil kein Weißer mit den Farbigen in Einem Wagen sitzen will; auf den Dampfschiffen dürfen die Neger nicht die Kajüte betreten, sie müssen auf dem Feuerdeck ihren Platz nehmen; im Theater, in der Kirche, überall sind sie gemieden, wie die Pest. Vor einigen Jahren trug sich auf einem Dampfschiff folgende erbauliche Scene zu. Die Passagiere setzten sich zu Tisch und begannen mit ächt amerikanischer Geschwindigkeit zu essen, als sich plötzlich Aller Blicke auf einen Herrn richteten, dem die Natur eine dunkle Gesichtsfarbe gegeben hatte. Er wurde trotz aller Gegenerklärungen für einen Neger gehalten und in Folge dessen für die Unverschämtheit, sich neben Weiße hingesetzt zu haben, energisch durchgeprügelt;

zuletzt stellte sich heraus, daß der dunkelfarbige Herr ein Italienischer Graf sei.

Manchmal sieht man Negersklaven, die vollkommen so weiß und blond sind, wie Europäer; es sind dieß Kinder von Mulattinnen und Weißen, trotzdem aber bleiben sie Sklaven. Wie man das Herz haben kann, sein eigenes Kind als Sklaven zu verkaufen, begreife ich nicht; zur Schande der Amerikaner muß ich aber gestehen, daß dieß täglich vorkommt.

Während des Krieges der Vereinigten Staaten mit Mexico war ein ganz blonder Sklave seinem Herrn entlaufen und unter die Amerikanischen Truppen gegangen. Durch Zufall erfuhr sein Besitzer, in welchem Regiment sein Sklave sich befände; er reiste ihm nach und forderte ihn als sein Eigenthum zurück. Niemand im ganzen Regiment hatte geahnt, daß ein Sklave so brav und tapfer mit gefochten hatte; er war bei allen seinen Kameraden beliebt, er war ein schöner, weißer Mann, voll Verstand und Gemüth — und dennoch mußte er seinem Herrn mit der Unterwürfigkeit eines Hundes folgen. Dergleichen Fälle sind, Gott sei gelobt! selten. Das traurige Loos der Millionen Sklaven geht dem Menschenfreunde auch ohne solche empörende Beispiele tief genug zu Herzen.

Soweit ich die Neger habe beurtheilen lernen, sind sie bei weitem nicht so geistesarm, wie man sie in Europa zu halten pflegt. Bekannt ist, daß sie leidenschaftliche Verehrer der Musik sind und sehr leicht fremde Sprachen lernen; so hatte z. B. eine Negerin in zwei Jahren, die sie in Washington bei einer Dänischen und einer Deutschen Familie zubrachte, ziemlich fertig beide Sprachen gelernt; ein Negermädchen, das bei meinem Bruder lebt, hat seit dem September vorigen Jahres, also in fünf Monaten soviel deutsch gelernt, daß sie fast alles versteht, was gesprochen wird. Es giebt eine Menge Haushaltungen,

die von einer Negerin selbstständig geführt werden, ohne daß die Hausfrau sich um die Wirthschaft zu kümmern braucht.

Wirft man den Negern Mordlust, Diebssinn, Trägheit und Liederlichkeit vor, so mag man darin wohl recht haben; wer ist aber Schuld an diesen Lastern? Wenn man einen Menschen aufwachsen läßt, ohne ihn zu unterrichten, ohne seinen Geist und sein Herz für das Gute und Schöne empfänglich zu machen, darf man sich dann wundern, wenn er seinen Leidenschaften nachgiebt, und schlecht wird? Ich bin überzeugt, daß man durch vernünftige Erziehung ebenso tugendhafte Menschen aus der Neger-Race heranbilden könnte, wie wir unter uns Weißen finden, fürchte aber, daß der Tag sehr fern liegt, an welchem diese Ansicht bei den Amerikanern Eingang finden wird.

Vor mehren Jahren waren in St. Louis zwei Neger des Mordes angeklagt und festgesetzt. Das Volk wollte selbst Rache nehmen, erbrach das Gefängniß und verbrannte die lebenden Neger mitten in der Stadt auf einem Scheiterhaufen. In der furchtbaren Todesqual flehte der eine Neger um einen schleunigen Tod; ein Zuschauer, empört über das thierische Treiben der Menge stößt dem Neger einen Dolch in das Herz, wird aber im selben Augenblick von einem andern Amerikaner erschossen, weil er es gewagt hat, dem Volk sein Opfer zu rauben. Solche Abscheulichkeiten werden in der Geschichte nur durch die Mordbrennereien der katholischen Pfaffen zur Zeit der Inquisition übertroffen, und sollten in einem Staate, der sonst soviel gerechte Bewunderung verdient, niemals vorkommen können. Wenn ein geknechtetes Volk die Bande seines Tyrannen sprengt und im ersten Anlauf seine Rache zuweit treibt, so muß man einen Theil der Schuld auf den knechtischen Zustand schieben, in dem das Volk so lange geschmachtet hatte; wenn aber ein freies stolzes

Volk lebendige Sklaven röstet, so findet dieß keine Entschuldigung und erfüllt uns nur mit Trauer über die Verirrungen, denen das menschliche Herz unterworfen sein kann.

Bei weitem trauriger, als das Loos der Sklaven im Missouri-Staate, ist das der Sklaven auf den Pflanzungen im Süden. Die Viehheerden in Deutschland werden mit größerer Rücksicht und Sorgfalt geflegt und behandelt, als der Negersklave bei Neu-Orleans; jedes menschliche Gefühl scheint in den Besitzern erstorben zu sein, sie beschämen die blutgierigsten Tyrannen der französischen Revolution sowohl, als die des blinden Heidenthums. Morgens in aller Frühe wird der Stall, in welchem die Neger über Nacht eingesperrt waren, von dem Negertreiber (gewöhnlich einem Franzosen) geöffnet. Er ist zu Pferde, hat eine Hetzpeitsche in der Hand und ein Paar Pistolen im Gürtel. Die Neger müssen einen Kreis bilden und empfangen darauf ihr ekelhaftes Essen, das mit säuischer Liederlichkeit zubereitet ist; nur wenig Augenblicke werden ihnen zum Herabwürgen dieses Frühstückes gegönnt, und sobald sie es verzehrt haben, werden sie in's Feld getrieben, wo sie in der glühenden Sonnenhitze fast ganz unbekleidet die härteste Arbeit verrichten müssen. Ermattet einer oder der andere, so sprengt der Aufseher heran, um ihm den Rücken mit der ledernen Peitsche zu zerfleischen; murrt der Unglückliche, droht er nur mit einem Blicke, so erschießt ihn sein Peiniger, wie einen Hund. Mittags wird die Heerde wieder in den Stall getrieben, um während der unerträglichen Sonnenhitze einige Aehren türkischen Kornes und einige Hände voll Reiskörner zu verzehren. Nachmittags geht es wieder an die Arbeit, und erst am späten Abend wird den unglücklichen Wesen Ruhe gegönnt. Aber welche Ruhe muß dieß sein? Greise, Weiber, Männer, Kinder im bunten Wirrwarr wie eine Heerde Vieh in einem dumpfen Raum eingesperrt.

Weil es oft vorkommt, daß Neger durch die Flucht sich diesem grauenhaften Leben entziehen, so werden große Hunde abgerichtet, ihre Spur zu verfolgen und den Flüchtling nieder zu reißen; der wieder eingefangene Sklave wird dann mit der ausgesuchtesten Niederträchtigkeit mißhandelt. Es wird ihm z. B. der Rücken mit Messern durchschnitten, es werden ihm die Ohren von Hunden ausgerissen, es werden ihm mit glühenden Eisen Schandmale eingebrannt — es werden Dinge geübt, die ich gar nicht beschreiben mag. Entläuft ein solcher „gezeichneter Neger" zum zweiten Male, so entblödet sich der Besitzer nicht, in den öffentlichen Zeitungen eine genaue Beschreibung des Flüchtlings zu geben, worin alle die Verstümmlungen aufgeführt werden, die ihm durch Hundebisse, Peitschenhiebe und glühende Eisen beigebracht sind. Wer Geschmack an solchen Dingen hat, der findet in Boz-Dickens „Amerika" eine ganze Sammlung solcher Zeitungs-Annoncen.

Die in letzter Zeit in's Großartige gehende Auswanderung aus Deutschland hat zur Folge gehabt, daß eine Menge von mittellosen unwissenden Menschen dem Strom gefolgt sind, indem sie dachten, in Amerika Geld und Schätze zu finden. Ohne einen Pfennig im Vermögen erreichten diese Unglücklichen New-Orleans, und um nicht Hungers zu sterben, mußten sie auf den Pflanzungen mit den Negern arbeiten, dieselbe Behandlung erdulden und dieselbe Nahrung zu sich nehmen, wie jene. Kann ich durch dieses Buch, welches ich einzig in der Absicht schreibe, um meinen Landsleuten ein wahres Bild der hiesigen Zustände zu geben, die Ueberzeugung erwecken, daß ein Mittelloser in Amerika viel schlechter berathen ist, als in Deutschland; und kann ich Einen oder den Andern davon abhalten, sich blind in das unsäglichste Leiden und Elend zu stürzen, so ist meine Mühe reichlich belohnt. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß im Herbst 1852

ganze Schiffsladungen voll deutscher Arbeiter bei New-Orleans vor Hunger und Elend gestorben sind; die Schilderungen, welche die wenigen Uebriggebliebenen in den Zeitungen veröffentlichen ließen, waren das Traurigste, was ich je gelesen habe.

Verlassen wir dieß traurige Bild und betrachten wir dagegen die wenigen Reste der Indianer, welche als die Trümmer eines, einst mächtigen, Volkes im Missouri-Staate zerstreut und einzeln angetroffen werden.

Wir sind in Europa gewohnt, die Indianer als kühne Helden zu bewundern, und sie wegen der unaufhörlichen Schmälerung ihres Gebietes zu bemitleiden; sie erscheinen unserer Phantasie nach den Schilderungen, welche wir in Romanen entworfen finden, und wir machen den Amerikanern Vorwürfe wegen der Härte, mit der sie die Söhne der Wildniß aus ihrer Heimath verdrängen. Betrachtet man aber die Sache aus dem praktischen Gesichtspunkte, so nimmt sie eine ganz andere Gestalt an. Ließe man z. B. den Indianern das Gebiet, welches von den einzelnen Stämmen zerstreut bewohnt wird, so blieben viele Millionen Quadrat-Meilen des vortrefflichsten, reichsten Landes den civilisirten Völkern verschlossen; viele Millionen Quadrat-Meilen würden im Besitz von einzelnen Stämmen bleiben, die in ewigem Kriege mit ihren Nachbarn begriffen, der ganzen übrigen Menschheit keinen weitern Nutzen gewährten, als daß sie alljährlich einige Tausend Büffel und Hirschhäute gegen Glas-Perlen, Schießpulver und Branntwein vertauschten. Das Recht des Stärkern ist zwar ein trauriges Recht, wo aber Freiheit, Aufklärung und Wohlstand Hand in Hand dieses Recht üben, da verdient der besiegte schwächere Theil eben kein gar großes Mitleid.

Die Vereinigten Staaten kaufen den Indianern nach der Reihe einzelne Gebiete ab und weisen ihnen alljährlich die Zinsen des Gesammtbetrags an, weil es unvernünftig

sein würde, ihnen die ganze Summe auf Einmal zu bezahlen. Es steht den Indianern frei, sich nieder zu lassen wo sie wollen, wenn sie nur Garantie geben, daß sie die Ansiedlungen des Weißen nicht belästigen wollen. Einzelne Stämme, aber nur sehr einzelne, sind der Civilisation zugänglich gewesen; sie haben Farmen gegründet, Wirthshäuser angelegt, und halten sogar Negersklaven. Bei weitem die größere Anzahl ist aber noch in demselben wilden Zustande, in welchem Columbus sie antraf. Sie sind heimtückisch, diebisch, mordsüchtig, träge — besitzen überhaupt sehr wenig Eigenschaften, welche auf Liebenswürdigkeit Anspruch machen können. Die Männer leben nur für die Jagd und den Krieg; die Weiber hingegen müssen arbeiten; wenn ein Indianer einen Hirsch erlegt, so läßt er ihn liegen und schickt sein Weib hin, um die Jagdbeute nach Hause zu schleppen — denn es ist unter der Würde eines Kriegers, auch nur die geringste Last zu tragen. Sie lieben leidenschaftlich geistige Getränke, gerathen durch deren Genuß aber in wahre Berserkerwuth und begehen dann die grausamsten Dinge; es ist deßhalb das sehr weise Gesetz erlassen, daß Niemand einem Indianer Branntwein geben oder verkaufen darf.

Man sieht im Missouri-Staat nur sehr selten einzelne Gruppen Indianer; diejenigen, welche in Callaway-County angetroffen werden, sind Abgeordnete ihrer Stämme, welche in St. Louis Geld für verkaufte Ländereien abzuholen haben. Sie reisen gewöhnlich auf Dampfschiffen nach St. Louis und gehen den geraden Weg zu Fuß zurück; ihre große Furcht vor den Amerikanern hält sie sosehr im Zaum, daß sie auf diesen Wanderungen niemals Excesse begehen. Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, mehre Indianer zu sehen, von denen der Eine mich sogar in meinem Hause besuchte. Der Kuriosität wegen, will ich diesen sonderbaren Besuch näher schildern.

Ich hörte auf der Vordiele des Hause einen lauten Angstruf meiner Frau, und erblickte, als ich zu ihr geeilt war um zu sehen, was es gäbe, einen Indianer, der sogleich ängstlich auf mich zu eilte, meine Hand erfaßte und mehrmals „Ja, Ja!“ sagte. Ich führte ihn in's Zimmer, gab ihm eine Cigarre und zeigte ihm, wie er sie rauchen müsse; er ließ sich ohne Widerstreben von Oben bis Unten betrachten und betasten, schien sogar Freude an meinem Erstaunen zu haben.

Ein feuerrother Mützenrand bedeckte seine Stirn, so daß die steifen, pechschwarzen Haare wie kurzgeschnittenes Mähnenhaar bürstenartig in die Höhe stand, der Leib war in eine Kattunjacke von den abscheulichsten Farben gehüllt, auf welcher zu allem Ueberfluß Schlangen, Drachen und Büffel hingekleckst waren. Der Indianer zeigte mit unendlichem Wohlbehagen auf diesen miserablen Lappen hin und deutete mit den Fingern auf eine brennrothe Schlange, die den Rachen nach einem Büffel aufsperrte. Es schien die elende Sudelei denselben Werth für ihn zu haben, den ein Rubens für einen Kunstkenner besitzt. Die Beinkleider waren das Dürftigste, was ich in diesem Genre gesehen habe; das eine Bein fehlte ganz, das andere zeigte nur wenige Reste vormaligen Daseins. In den Ohren trug mein Gast fingerdicke Ringe, so daß vom Ohrläppchen wenig noch geblieben war; Hand und Knie-Gelenke waren mit Glöckchen und Schellen, eisernen Ringen, Goldpapier und sonstigem Schmuck versehen, und schienen ihren Besitzer gewaltig zu befriedigen. Das sonderbarste Stück dieser Toilette war ein feingeschabter Menschenschädel, der an einem ledernen Riemen vorn vor der Brust hing. Als ich mit Entsetzen diese ungewöhnliche Broche betrachtete, leuchteten die Augen des Indianers wie feurige Kohlen; sein breiter Mund zuckte lächelnd — mir kam es vor, als rieche der ganze Mensch nach Blut.

Nachdem ich meinen Gast genau visitirt und meine Neugierde selbst bis auf seinen Buffalo-Mantel erstreckt hatte, schien es ihm an der Zeit, meine Haus-Einrichtung mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Alles und jedes erregte sein ungeheuerstes Erstaunen, am meisten aber ein irdener Pomadentopf. Seine Blicke leuchteten vor Habsucht, während er den Topf an seine Brust drückte, und als ich ihm endlich das Ding schenkte, da trieb es ihn hinaus in's Freie, es wurde seinem glückseligen Herzen zu eng im Zimmer. Ich vervollständigte dieß Geschenk noch durch ein Geldstück von der Größe eines Silbergroschens; er legte es in die flache Hand, betrachtete es genau nach beiden Seiten — und steckte es schließlich in den Mund, wo es hinter seinen gesunden Backenzähnen allerdings sicherer ruhen mochte, als die Schätze manches Geizhalses in der eisenbeschlagenen Truhe.

Folgenden Tags erfuhr ich, daß mein Gast ein mächtiger Häuptling gewesen sei, der in St. Louis für seinen Stamm Geld erhoben hatte. Welch ein Widerspruch — „ein mächtiger, tapferer Krieger, ein gebietender Herrscher jubelt über einen irdenen Pomadentopf!"

Bald nach diesem fürstlichen Besuch, sah ich in Portland eine Gesellschaft von zehn bis zwölf Indianern und Indianerinnen. Die Weiber trugen einen rothen Rock, der bis auf die Knie reichte, und hatten um den Kopf ein dunkles Tuch gewickelt; sie waren mit Ringen, Glasperlen und Glocken behangen, mit rother Ziegelfarbe auf den Wangen beschmiert, sahen überhaupt aus, wie lumpige Theater-Prinzessinnen. Die Männer errichteten ein Ziel, nach welchem die Knaben schießen mußten, und während dessen sogen die Weiber an langen Stangen Gerstenzucker.

Die Geschicklichkeit der Knaben verdiente die höchste Anerkennung; sie schossen auf eine Entfernung von 30 Schritten nach einem Zehncentstück, das in eine Spalte

eines aufrecht stehenden Stockes gesteckt wurde, und trafen regelmäßig das Ziel. Ihre Schußwaffe bestand aus einem einfachen Bogen und einem Pfeil, der am dünnen Ende eine steinerne Spitze hatte; sie zielten, indem sie den Bogen vor der Brust hielten, sahen also weit über den Pfeil weg. Die Männer weigerten sich entschieden, selbst zu schießen, wahrscheinlich weil derlei mit der Würde eines Skalp-geschmückten Kriegers unvereinbar sei.

Ueberall findet man Erinnerungen an die vormaligen Bewohner des Missouri-Staates; diese bestehen theils in steinernen Pfeilspitzen, theils aber in Grabhügeln, den sogenannten Hühnengräbern Deutschlands vollkommen ähnlich. Mitten in der Stadt Portland steht ein schöner Indianerhügel, und rings umher zu beiden Seiten des Missouri-Flusses trifft man deren eine größere und geringere Zahl. Nachgrabungen haben gezeigt, daß diese Hügel gleich den Hühnengräbern irdene Geschirre, steinerne Waffen und Knochen enthalten; man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß solche Gräber gewöhnlich in der Nähe von Flüssen und See'n gefunden werden. Sollte es nicht mehr als Zufall sein, daß wir in Europa und Amerika vollkommen gleiche Monumente der Vorzeit finden?

Die Waffen, deren der Indianer sich heutigen Tages noch bedient, sind denen fast ganz gleich, welche die alten germanischen Stämme benutzt haben; die Gräber, in denen die erschlagenen Helden ruhn, haben dieselbe Form, dieselbe Größe, denselben Inhalt, ja sogar dieselbe Lage, wie die Hühnengräber in Deutschland und an der Wolga in Rußland.

Wer für solche Alterthümer Interesse hat, der findet in der Nähe von St. Louis zahlreiche Gruppen Indianerhügel und Indianerschanzen. Heckewelder erzählt in seinem Werke über die Sitten und Gebräuche der Indianer, daß einst ein mächtiges Volk, die Talligewi, im Missouri- und Ohio-Staate gelebt habe; es hat, nach seiner Annahme

Städte bewohnt und einen höhern Culturgrad besessen als alle andere Nordamerikanischen Indianer. Um sich gegen die Lenni Lenape zu vertheidigen, welche aus dem Westen vordrangen, hätten die Talligewi Festungs-Werke angelegt, seien aber überwunden, nach Süden gedrängt, und hätten auf ihrem Zuge dahin die in den Gefechten Gefallenen unter Hügeln begraben.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß Nord-Amerika, welches so lange von rohen Wilden bewohnt wurde, mit einer Geschwindigkeit, die in der Geschichte kein Beispiel findet, cultivirt und civilisirt wird; während dagegen Süd-Amerika, das zur Zeit der Entdeckung durch Europäer von einem verhältnißmäßig blühenden und gebildeten Volk bewohnt wurde, ein jammervolles Bild der Unwissenheit, Unzufriedenheit, Ohnmacht und Schwäche darbietet.

Es scheint den verschiedenen Welttheilen und Ländern bestimmt zu sein, daß sie abwechselnd von civilisirten und rohen Völkern bewohnt werden. Die Geschichte Asiens und Europa's weiset eine Menge solcher Beispiele nach; könnten die Monumente untergegangener Städte in Mexiko reden, und hätten wir einen freien Blick in die, vielleicht nicht sehr ferne Zukunft Deutschlands, so würden wir der Völkerwanderung der letzten Jahrzehnte vielleicht eine größere Bedeutung geben, als wir jetzt zu thun geneigt sind.

7.

Die Städte und ihre Gründung; ihr rasches Gedeihen; ihre Bewohner. Die Stadt Portland.

Es verdient nichts sosehr unsere Bewunderung, als das rasche Entstehen von Städten im Gebiet der Ameri-

kanischen Union. Wir Deutschen sind daran gewöhnt, eine Stadt als einen Ort zu betrachten, der schon vor Jahrhunderten bestand und fast dieselbe Physiognomie trug, wie heute; wir wundern uns über das Aufblühen einer Stadt, wenn hin und wieder einige neue Häuser gebaut werden, erleben aber nie, daß eine neue Stadt in unserm Vaterlande, wie durch einen Zauberschlag entsteht.

Wenn wir daher plötzlich nach dem Westen Nord-Amerika's versetzt werden, und ein Gebiet betreten, das vor funfzig Jahren kaum von einem Europäer besucht und vor fünf und zwanzig Jahren noch von Indianern bewohnt war, und wir finden in diesem Gebiete eine Menge blühender volkreicher Städte, die unsere alte ehrwürdige Vaterstadt an Ausdehnung, Wohlstand und Einwohnerzahl bei weitem übertreffen, so gerathen wir in gerechtes Erstaunen über die Wunder, die sich unsern Blicken entfalten. Wir sehen, bei einigem Verweilen in diesem aufblühenden Lande, an Punkten, die noch vor wenig Jahren tiefer Urwald waren, Kirchen und Schulgebäude, Waarenlager, Eisenbahnen und Wohnhäuser die Menge entstehen; wir sehen von allen Gegenden der Welt Einwanderer eintreffen, die sich in der kaum gegründeten Stadt niederlassen, um Gewerbe aller Art zu treiben — und während wir uns in Betrachtung der neuen Schöpfung verlieren, sind dicht neben und hinter uns eine Menge ähnlicher Wunder in's Leben getreten.

Man sieht es allen Städten in Amerika an, daß sie noch nicht fertig sind; überall wird gebaut, gepflastert, gemauert und gezimmert. Neben dem vierstöckigen Backsteinhause findet man das bescheidene Blockhaus des ersten Ansiedlers; in den volkreichen Straßen stehen noch die Stumpfen des kaum vertilgten Urwaldes, ja man hat oft nicht Zeit gefunden, die Bäume nieder zu hauen, die nicht unmittelbar im Wege standen. In größern Städten, wie

z. B. in St. Louis sieht man nicht einzelne Häuser, nein ganze Straßen auf Einmal bauen; in New-York wird sogar eine ganze Stadt angelegt. — Man kann sich in Europa von diesem Leben und Vorwärtseilen gar keinen Begriff machen. Der Merkwürdigkeit wegen, will ich meinen Lesern einige Nachrichten über die, rasch im Aufblühen begriffene Stadt Washington am Missouri geben. Vor funfzehn Jahren lag da, wo jetzt Washington steht, eine große Farm; ihr Besitzer glaubte, daß sich auf seinem Grund und Boden füglich eine Stadt gründen lassen könnte, und versprach deswegen deutschen Ansiedlern, die sich verpflichteten, ein gutes Wohnhaus zu bauen, unentgeldlich ein Stück Land. Ein kurhessischer Sattler, Fricke, nahm das Anerbieten an, und wanderte mit seinem Schwager und einer Menge kleiner Kinder aus. Ihm folgten bald andere nach; da Fricke aber der erste Ansiedler war, so mußte er die später Eintreffenden so lange beherbergen, bis sie sich Wohnhäuser gebaut hatten, — Fricke wurde also Wirth.

Eine Reihe von Jahren blieb die „Washington" getaufte Stadt nur klein und unbedeutend; seit drei Jahren ist sie aber so in Zunahme, daß — wie ich schon oben anführte — ein Kaufmann Firnstein sich dort im Urwalde verirrte, wo jetzt gepflasterte Straßen gehen. Die Ausdehnung dieser jungen Stadt beträgt gegenwärtig $^3/_4$ deutsche Meilen! Wie der Werth des Landes in der Nähe einer solchen Stadt von Jahr zu Jahr steigt, geht daraus hervor, daß ein Viertel Acker, der vor 15 Jahren für einige Dollars zu haben war, jetzt Tausend Dollars kostet.

Das einträglichste Geschäft auf Erden ist daher, eine Stadt zu gründen, und es haben unzählige Städte ihr Entstehen dem Spekulationsgeiste zu verdanken. Hat ein Farmer an irgend einem günstig gelegenen Platze einen Besitz, und will er eine Stadt gründen, so holt er sich hierzu erst

die Erlaubniß der Court ein. Diese wird ohne Umstände ertheilt, und der Farmer macht bekannt, daß er Willens sei, zur Gründung einer Stadt sein Land in Hausplätze (jeder 1/4 Acker groß) zu zerlegen. Der erste Bürger nach dem Farmer ist gewöhnlich ein Hufschmied; ihm folgt der Kaufmann — und die Stadt ist fertig. Ganz in meiner Nähe, auf dem Wege nach Hermann ist vor Kurzem eine solche Stadt entstanden, die bis jetzt nur 3 Häuser enthält. Die ersten Hausplätze werden begreiflich billig verkauft; allmälig gehen sie in die Höhe, bis sie dann am Ende Preise kosten, die selbst in Hamburg und Wien unerhört sind. Hat der Einwanderer aus Europa das Glück, sich an einem Orte niedergelassen zu haben, der schnell aufblühte, so wird er schon durch den Besitz eines einzigen Hausplatzes ein wohlhabender Mann. Der kurhessische Sattler Fricke z. B. hatte bei seinem Eintreffen in Washington durchaus gar kein Vermögen, und ist dermalen ein sehr vermögender Mann.

Die Amerikaner suchen die neugegründeten Städte vorzüglich auf; nimmt die neue Stadt aber nicht im Fluge zu, so lassen sie Haus und Hof stehen und begeben sich auf einen andern Platz, der mehr Vortheile verspricht. Man trifft aus diesem Grunde fast in allen Städten halb- und ganz verfallene Häuser, deren Besitzer oft ganz unbekannt sind.

Manche Plätze wollen wieder nicht recht gedeihen, z. B. die Stadt Portland am Missouri. Sie ist fünf Jahre älter, als Washington, zählt aber nur 200 Einwohner. Mir ist es unbegreiflich, warum dies Städtchen nicht zunimmt, da es doch einen guten Landungsplatz, gesundes Klima und eine Menge Vortheile bietet, die man an andern Plätzen vergebens sucht.

Die Bürger einer hiesigen Stadt sind ohne Ausnahme Geschäftsleute; sogenannte Privatiers, Rentiers, Parti-

kuliers giebt es nicht; Kaufleute, Aerzte und Handwerker machen die ganze Bevölkerung aus, und alle haben vollauf zu thun, um die eingehenden Bestellungen befriedigen zu können. Die Bürger wählen sich selbst ihre Stadtbehörde und überlassen derselben die Wahrnehmung des gemeinschaftlichen Interesses, sowie die Vertheilung der Stadt- und Commune-Lasten; es wird eine Post in's Leben gerufen, eine Grocery angelegt, eine Schule und eine Kirche gebaut — und nun in Ruhe abgewartet, daß Einwanderer aus Europa die Stadt bevölkern werden. Die Stadt Portland, von der ich eine halbe Stunde entfernt wohne, ist ihrem äußern Erscheinen nach ausnehmend häßlich und verwahrlost; die Häuser selbst sind zwar in gutem Zustande, die Straßen sind aber bei Regenwetter knietief und oft gefährlich zu passiren. Es leben in dieser Stadt fünf Kaufleute, die außerordentlich gute Geschäfte machen, indem sie von den benachbarten Farmern Produkte gegen Ellenwaaren, Zucker, Kaffee u. s. w. eintauschen und dann nach St. Louis versenden. Handwerker aller Art, mit Ausnahme von Schneidern und Bäckern würden vortrefflich ihr Fortkommen finden — und dennoch zieht kein einziger her. Außer zwei deutschen Schustern, einem deutschen Schneider und einem Amerikanischen Schmied, der aber höchst ungeschickt ist, giebt es in Portland keinen einzigen Handwerker. In St. Louis gehen hunderte von Deutschen im bittersten Elend umher; sagt man ihnen, sie sollen nach den neuen Städten ziehen, nennt man ihnen selbst einen bestimmten Ort, wo sie ihr gutes Fortkommen finden würden, so sind sie doch aus der „großen Stadt" nicht fort zu bringen. Es mögen sich alle auswandernden Handwerker merken, daß sie in den volkreichen Städten Nord-Amerikas gewöhnlich zu Grunde gehen; sie bedürfen eines größern Betriebs-Kapitals, leben an und für sich theurer und werden von den Einwohnern weniger unterstützt, als

in den kleinen, neu entstandenen Städten, weil man ihrer nicht so sehr bedarf. Die Bürger einer neuen Stadt haben Vortheil davon, wenn sich Fremde bei ihnen niederlassen, denn erstens können sie bei dem neu angekommenen Handwerker Arbeiten verfertigen lassen, die sie vorher aus der Ferne beziehen mußten, und zweitens haben sie einen Kunden mehr, dem sie ihre Artikel verkaufen können. Aus diesen Gründen unterstützen sie auch den Einwanderer und sind ihm behülflich, sein Fortkommen zu finden. Die Bürger einer großen Stadt aber lernen, nur mit geringen Ausnahmen, den Einwanderer gar nicht kennen; jeder hat seinen Schuster und Schneider, und kümmert sich nicht im geringsten darum, ob ein armer deutscher Handwerker seinen kleinen Bedarf bei ihm kauft oder nicht.

Dies ist den Deutschen schon tausend Mal vorgepredigt, und dennoch gehen sie nach New-York, New-Orleans und St. Louis, weil in den großen Städten der Arbeitslohn größer ist, als in den kleinen. Die Folge dieser Einwanderung mit dem dadurch selbst verschuldeten Elend, war die Gründung von deutschen Vereinen zur Unterstützung hülfsbedürftiger Landsleute. Ich werde später weitläuftiger über diese Vereine sprechen, und habe sie hier nur angeführt als Beweis dafür, daß es in den großen Städten eine Menge hülfsbedürftiger Deutscher giebt.

Es wird unstreitig für diejenigen meiner Leser, welche das Leben in einer kleinen Amerikanischen Stadt kennen lernen wollen, am belehrendsten sein, wenn ich ihnen die, mir zunächst liegende und daher ganz genau bekannte Stadt Portland möglichst genau schildere. Wie in Deutschland, so hat auch hier jede Stadt ihren eigenthümlichen Charakter, ja es treten hier um deswegen größere Verschiedenheiten und Abweichungen auf, weil einzelne Sekten und Nationen sich zusammen halten, daher dem, von ihnen bewohnten Orte ein eigenthümliches Gepräge aufdrücken.

Man sieht es der Stadt St. Louis noch immer an, daß sie von Franzosen gegründet wurde; St. Charles ist bis auf den heutigen Tag fast nur von Franzosen bewohnt, Washington und Hermann sind ganz und gar deutsche Städte; in der einen Stadt wohnen Katholiken, in der andern Protestanten, in einer dritten und vierten Quäker und Methodisten. Wer daher eine Schilderung von dem Charakter hiesiger Städte geben will, der muß nothwendig zwanzig bis dreißig verschiedene Bilder entwerfen, wenn er sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, einseitig geurtheilt zu haben.

Es ist mir darum zu thun, deutsche Auswanderer nach Portland zu lenken, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß sowohl Gewerbsleute als Grundbesitzer an diesem Orte ihr gutes Fortkommen finden werden; ich weiß, daß es manche bessere Punkte giebt, ich weiß aber auch, daß es unzählig viele schlechtere giebt, die jährlich einen bedeutenden Zuwachs aus Europa erhalten. Der Missouri-Fluß hat durch deutsche Einwanderer bereits eine unermeßliche Bedeutung gewonnen; er muß aber noch Millionen Deutschen an seinen Ufern eine Heimath eröffnen, und ebenso gewiß, wie ich davon überzeugt bin, daß er dies *kann*, ebenso gewiß bin ich davon überzeugt, daß er es mit der Zeit *wird*.

Es sind alle Städte und Farmen im Missouri-Staate eigentlich die Quellen, aus denen die künftige Weltstadt St. Louis ihre Bedürfnisse zieht. Nicht nur der Missouri-Staat, auch Jowa, Illinois und zum großen Theil Ohio senden auf den regelmäßig fahrenden Dampfböten und Eisenbahnen ihre Produkte an Vieh und Getreide nach St. Louis. Was hier nicht verzehrt wird von den eingeführten Produkten, das wird nach New-Orleans, Texas, Californien u. s. w. versandt. Je größer St. Louis nun von Jahr zu Jahr wird, je weiter sich sein Handel aus-

breitet, um desto leichter setzt der Farmer seine Produkte in der nächst gelegenen Stadt ab, um so lebhafter wird der Handel der einzelnen Städte, welche gleichsam nur Commissions-Lager der Stadt St. Louis sind. Ein weiterer, ebenfalls unbestreitbarer Schluß ist folgender: „Die Farmen und Städte, welche nahe bei St. Louis liegen, haben bereits eine, den jetzigen Verhältnissen entsprechende Bevölkerung und einen, mit den gegenwärtigen Verhältnissen kaum in Einklang zu bringenden Werth. Eine Farm z. B. die vor zehn und selbst vor fünf Jahren bei Washington für den Preis von 500 bis 600 Dollars gekauft wurde, kostet jetzt 2500 bis 4000 Dollars. Sie bringt aber nicht die Zinsen, welche ein gleiches, im Handel verwendetes Kapital bringen würde, wird aber durch die Eisenbahn, welche von St. Louis über Washington gelegt wird, vielleicht auf den zwei- und dreifachen Werth steigen. Trotz diesen günstigen Verhältnissen, ist jeder Farmer augenblicklich bereit, seine Farm zu verkaufen; er hat 500 Dollars für seinen Besitz gegeben, bekommt 2500 bis 4000 Dollars wieder — und zieht nun an einen andern, erst im Werden begriffenen Platz, wo er dieselbe Verdoppelung des Grundbesitzes erlebt. Die reichbewohnte Umgegend von Washington und ähnlichen Städten zog eine Menge von Handwerkern an; die Ersten ihres Faches und Gewerbes müssen bei der eingetretenen Concurrenz billiger arbeiten als früher, — sie gehen daher ebenfalls weiter nach Westen, wo sich ihnen reiche Quellen eröffnen.

Es muß aber offenbar an den Ufern des Missouri einen Punkt geben, der sich vorzüglich zum Handelsplatze mit St. Louis eignet, und dieser Punkt muß ungefähr in der Mitte des Flusses liegen. Der nahe wohnende Farmer kann seine Produkte nicht so billig verkaufen wie der ganz im Westen wohnende, denn er hat ein Vierzig-Ackerstück zehn- und zwanzigfach so theuer bezahlt, wie jener;

der weit entfernt wohnende Farmer kann seine Produkte nicht so theuer verkaufen, wie der im Osten lebende, weil mit der Entfernung von St. Louis zugleich die Fracht steigt und somit den Werth des Produktes herabdrückt.

Kauft sich der Einwanderer aber auf Punkten an, wo die Bevölkerung noch dünn ist, wo das Land billig ist und wo die Entfernung von St. Louis nicht so groß ist, daß seine Versendungen durch hohe Fracht entwerthet werden, da scheint mir, daß es ihm an Mitteln zum soliden Fortkommen nicht fehlen kann. Erst nachdem ich mich mit gewissenhaften Männern, denen die Verhältnisse genau bekannt sind, weitläuftig hierüber besprochen habe, wollte ich es wagen, meinen Landsleuten Portland als einen solchen Ort zu nennen, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Einwanderern beachtenswerthe Vortheile bietet.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Portland hundert und dreißig Englische Meilen von St. Louis entfernt, im Callaway-County unmittelbar am Fluß liegt. Es ist im ganzen County der einzige Landungs-Platz für Dampfschiffe, hat daher einen für seine geringe Einwohnerzahl ganz bedeutenden Handel. Nicht nur die Farmer der nächsten Umgegend, sondern auch die des gegenüber liegenden Osage-County bringen ihre Produkte hier zu Markte und kaufen ihre Bedürfnisse an Ellen- und Colonial-Waaren bei den hiesigen Kaufleuten. Die vorzüglichsten Artikel, welche in Portland verschifft werden, sind Taback, Schmalz, Schweinefleisch, Eier, Butter und Hühner; die Kaufleute beziehen dafür wieder Haus-Einrichtungen, Werkzeuge, Reis, Zucker, Kaffee, Thee und fertige Kleider und Stiefeln. Ich selbst habe mit meinem Bruder und einem Freunde einen Handel mit Lebensmitteln angefangen, und versorge die Dampfschiffe, welche hier anlegen mit Gemüse, Eiern, Geflügel, Eis, Aepfeln u. s. w.

Die Art und Weise, wie die Kaufleute ihre Geschäfte

betreiben, ist von der in Deutschland üblichen sehr verschieden. Der Farmer — dem es wie Jedem an baarem Gelde fehlt — kauft das ganze Jahr hindurch auf Credit. Hat er Produkte in die Stadt gebracht, so begiebt er sich zu seinem Kaufmann und verhandelt sie an ihn; übersteigt nun der Werth der Produkte die Summe, welche er dem Kaufmann schuldet, so bezahlt dieser nicht mit baarem Gelde das Mehr aus, sondern giebt an dessen Stelle Waaren. Sein Vortheil ist also ein ganz bedeutender; kauft er z. B. einen Bushel Korn so berechnet er für denselben 20 Cent, und giebt dafür eine Elle Kattun als Bezahlung. Die Elle hat ihm in St. Louis mit Inbegriff der Fracht höchstens 10 Cent gekostet — er profitirt also bei ihrem Verkauf 10 Cent; den Bushel Korn verkauft er später in St. Louis für 40 Cent; seine Unkosten betragen 5 Cent, es bleibt ihm also ein Profit von 15, respektive 25 Cent — und diese hat er mit 10 Cent, welche er für den Kattun ausgegeben hatte, erworben.

Der Farmer steht sich seiner Seits auch gut bei diesem Handel. Baares Geld braucht er nicht, seine Lebensmittel zieht er selbst, er bedarf also nur Kleider und Colonial-Waaren, und diese bezieht er, indem er Produkte dafür hingiebt, deren Bearbeitung ihm nur seine Arbeit gekostet haben. Die einzige baare Ausgabe, die der Farmer hat, ist die Doktorrechnung, und diese wird durch den Ertrag von 20 bis 30 Obstbäumen leicht bezahlt.

Nehmen wir aber den häufig eintretenden Fall an, daß ein Farmer nicht im Stande ist, zum Schluß des Jahres mit dem Kaufmann zu liquidiren, so giebt er demselben eine „Note," d. h. eine Schuldverschreibung, die dem Besitzer jährlich 6 Prozent trägt. Der Kaufmann kann eine solche Note wiederum als Baarzahlung ausgeben, indem er sie wie einen Wechsel indossirt.

Auf diese Weise werden die umfassendsten Geschäfte

gemacht, ohne daß die umgesetzten Summen jemals in Wirklichkeit ausgegeben werden. Der Kaufmann bezieht allerdings aus St. Louis baares Geld für seine, dorthin gesendeten Lieferungen, er muß aber das in St. Louis Eingekaufte auch baar bezahlen, und jährlich seinen Waaren-Vorrath vergrößern, so daß er selten über baares Geld zu verfügen hat.

Während die Kaufleute in der Stadt ansässig sind, leben auf dem Lande — oder vielmehr auf der Landstraße — die sogenannten „Pedlar", die von Farm zu Farm fahren und Hühner, Eier, Butter, Gänse, Enten, u. s. w. gegen Zucker, Kaffee und sonstige Waaren eintauschen. Haben sie eine hinreichende Quantität Geflügel und Produkte zusammengekauft, so besteigen sie mit ihnen ein Dampfboot und bringen sie nach St. Louis auf den Markt. Dies Geschäft ist so einträglich, daß derartige Pedlar von New-Orleans bis an die äußerste Ansiedlung am Missouri ihren Tauschhandel besorgen; ja es ist eine verbürgte Thatsache, daß ein Amerikaner mehre Tausend Kalkuten aus dem Ohio-, Illinois- und Missouri-Staate nach Californien getrieben hat! Er brachte 3 Monate zu, ehe er St. Francisco erreichte, wurde aber durch den Verkauf seiner Kalkuten ein reicher Mann.

Daß in Portland zwei deutsche Schuhmacher leben, habe ich bereits erwähnt, und es bleibt uns nur übrig, einen Blick in ihre Verhältnisse zu thun. Es geht ihnen beiden außerordentlich gut; sie haben mehr Bestellungen, als sie zu befriedigen im Stande sind, und es ist fast unmöglich, eine Arbeit gemacht zu bekommen. Als ich neulich den einen Schuhmacher dringend bat, meine Stiefeln zu besohlen, da zeigte er mir ein Paar, das nach seiner Versicherung schon anderthalb Jahre auf neue Sohlen warte. „Der Mann hat noch zwei Paar gute Stiefeln" setzte der Schuhmacher hinzu, „eigentlich hat es mit ihm

noch keine Eile; Sie haben aber drei Paar — Sie können gern 6 Monate warten." Alle Versuche dieser beiden Schuhmacher, Gesellen zu bekommen, sind fruchtlos geblieben, und es muß deswegen die Mehrzahl der Bevölkerung im Laden fertige Stiefeln kaufen, — die aber trotz ihres geringen Preises von 2 bis 2½ Dollar des Kaufens nicht werth sind. Ein Paar gute, grobe Stiefeln kosten beim Schuhmacher 4 bis 5 Dollars; feine Stiefeln kosten dagegen 6 bis 8 Dollars.

Da es in Amerika fast überall eingeführt ist, fertige Kleider zu kaufen, und da der Schneider, welcher in Portland wohnt, eben kein Virtuose in seinem Fach ist, so geht es ihm nicht besonders. Es ist mir überhaupt ein Räthsel, wovon die Schneider in Amerika leben, denn ein fertiger Anzug kostet hier weniger, als das Macherlohn in Deutschland betragen würde, und was sich ein deutscher Schneidergesell mit der Nadel erwirbt, kann doch nicht sehr viel sein. Ein feiner, eleganter Anzug kostet wiederum sehr viel; ich bin aber geneigt zu glauben, daß der Schneider sehr wenig daran verdient.

Vortreffliche Geschäfte macht der hiesige Hufschmied; er nimmt z. B. für den Beschlag eines Pferdes 1¼ Dollar (in Holstein würde man nur 24 Schillinge bezahlen) und nebenher ist sein Beschlag so schlecht, daß wir es vorziehen, 6 Meilen weit zu einem Doktor zu reiten, der sehr geschickt Pferde beschlägt. Der Portlander Hufschmied hat mich oft gebeten, ihm einen Gesellen oder Compagnon aus Deutschland zu verschaffen, und er sieht mich fast nie, ohne mich zu fragen, ob nicht bald ein Schmied ankommen würde.

Außerhalb Portlands wohnen zwei deutsche Maurer; der eine kam als Bäcker in's Land; da aber Jedermann sein Brod selbst backt, er mithin keine Beschäftigung fand, so wurde er Maurer und verdiente sich bei der Ausübung

dieses Gewerbes 2 bis 3 Dollars täglich. Er fing vor funfzehn Jahren mit einem Kapital von wenigen Dollars an, besitzt jetzt ein Haus in Portland das 5—600 Dollars werth ist, eine Farm bei Portland, die 1000 Dollars werth sein mag und hat außerdem Geld auf Zinsen ausgeliehen. Der zweite Maurer ist ein Säufer und Taugenichts, vergeht daher im tiefsten Elend.

Die Grocery ist im Besitz eines Hannoveraners, der nebenher allerlei Geschäfte treibt, indem er Holz an die Dampfschiffe verkauft, Maulesel groß zieht u. s. w. Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß in Portland ein deutscher und ein amerikanischer Arzt lebt; beide haben ihr gutes Einkommen und da die Sterblichkeit in und um Portland nicht sehr groß ist, so darf ich wohl annehmen, daß der beschäftigste dieser beiden Aerzte — mein eigener Bruder — in seinem Fache nicht ungeschickt ist. Mit den oben genannten Personen beträgt die Einwohnerzahl von Portland ungefähr 200.

Es herrscht ein lebhafter Handel, indem während der Sommerzeit wöchentlich 10 bis 12 Dampfschiffe anlegen; im Uebrigen ist das Leben in Portland aber melancholisch und einförmig. Die Amerikaner gehören der Sekte der Methodisten an, sind daher ernst und wenig gesellig. Die Deutschen sind an Zahl zu wenig, um einen fröhlichen heitern Verkehr in Schwung zu bringen, und endlich die großen, zu Hausplätzen ausgelegten Felder liegen so langweilig da, und sehen so unromantisch aus, daß ein Einwanderer beim ersten Anblick von Portland nicht sehr angenehm überrascht werden kann. Bringt ihn das Schicksal an einem Sonnabend nach Portland, so findet er eine Menge Reitpferde bei der Schmiede und den Kaufläden angebunden, so daß er leicht eine günstigere Meinung zu fassen geneigt sein dürfte. Die Straßen sind mit Farmern angefüllt, die von Nah und Fern herbeikommen, um

Zeitungen und Briefe abzuholen und Geschäfte zu machen; mit Anbruch des Abends verschwinden aber Roß und Reiter, und das Städtchen nimmt seinen einförmigen Charakter wieder an.

So wenig die Stadt Portland geeignet ist, auf den Ansiedler einen günstigen Eindruck zu machen, ebenso sehr muß die Umgegend ihn befriedigen. Sanfte Hügel und Höhen umschließen das Thal, in welchem Portland liegt, und dehnen sich nach allen Richtungen aus. Ueberall ziehen sich breitere und schmalere Thäler zwischen den Hügeln, wundervolle Wälder wechseln mit endlosen Prärieen und angebauten Farmen, und was dem Europäer besonders angenehm ist, ein sanfter Luftzug weht ihm fast überall Kühlung zu.

Die nächste Umgegend ist bereits in Privatbesitz übergegangen und angebaut, es finden sich aber dennoch 1/2 Stunde von der Stadt Parcellen, die noch Staats-Eigenthum sind. Die ganze Strecke flußaufwärts ist so zu sagen gar nicht angebaut; unmittelbar an meine Farm, die 2 englische Meilen von Portland liegt, stoßen Tausende und abermals Tausende von Ackern, welche des Ansiedlers harren; zwei englische Meilen von mir entfernt liegt eine große, wundervolle Prairie, und vier deutsche oder 18 englische Meilen von Portland erstreckt sich eine unabsehbare, unermeßlich reiche und fruchtbare Prairie, die fast gar nicht angebaut ist.

Außerdem sind alle bereits urbar gemachten Farmen hier so gut, wie in den übrigen Theilen Amerikas stets zu kaufen; sie werden für 400 bis 1700 Dollars ausgeboten, doch dürfte der Durchschnittspreis einer Farm von 80 Ackern 500 bis 600 Dollars sein.

Was meiner Meinung nach Portland und seine Umgegend besonders empfehlenswerth macht, das ist seine gesunde Lage. Die hochliegenden Prärieen, auf denen wäh-

rend des ganzen Sommers ein kühlender Wind weht, die Hügel und Höhen, die sich im Gürtel um das Städtchen ziehen, verursachen einen beständigen Luftzug, und verhindern die Anhäufung von Miasmen. Während alljährlich die Cholera und andere ansteckende Krankheiten am ganzen Missouri auftreten, ist Portland bisher vollständig von diesen Plagen befreit geblieben. Jenseits des Flusses, in dem tiefliegenden bottom-Land ist die Kränklichkeit bei weitem größer als hier. Es liegt eine Farm $1^1/_2$ englische Meile von Portland entfernt an einem alten Flußbette des Missouri; die Besitzer sind immerwährend krank, können die Farm aber wegen der ungesunden Lage nicht verkaufen, obgleich sie ganz vorzüglich reichen Boden hat.

Die Hügel sind zur Anlage von Obstgärten ganz besonders geeignet, und ich selbst habe in diesem Winter einen Hügel von zehn Ackern für einen Obstgarten eingerichtet. Viehzucht, Kornbau, Obstzucht blühen hier und werfen reichen Ertrag ab, der Handel nimmt von Jahr zu Jahr zu, die Verbindung mit St. Louis ist durch Dampfschiffe hergestellt, welche täglich bei Portland landen, und die Fahrt bis St. Louis in 9 Stunden zurück legen; das Land ist billig und fruchtbar, das Klima ist gesund — ich sehe keinen Grund, warum ich die Blicke deutscher Auswanderer nicht hierher lenken sollte!

8.

Die Obstzucht im Missouri-Staate; der Weinbau bei Herrmann; Gartenbau.

Man trifft im Missouri-Staate selten eine Farm, die nicht einen Obstgarten aufzuweisen hätte; gewöhnlich stehen

in der Nähe des Wohnhauses einige Aepfelbäume, Pfirsiche und Persimonen, seltener aber Kirschen- und Birnen-Bäume; Pflaumenbäume habe ich noch nirgends gesehen. Die Amerikaner, die überhaupt alle Arbeit meiden, die nicht schnell von Statten geht, widmen ihren Obstbäumen wenig Sorgfalt, lassen sie wachsen ohne sie zu beschneiden, pflücken das Obst nicht ab, wenn es reif ist, sondern schütteln den Baum — und dennoch bringen ihnen die Obstbäume viel Geld ein. Die meisten Bäume, die man antrifft, sind aus dem Kern gezogen und nicht veredelt; im dritten, vierten Jahre trägt ein solcher Baum schon; im zehnten bis zwölften Jahre ist der Stamm bereits Fuß-dick. Ganz vorzüglich gerathen die Pfirsiche; sie sind mit den deutschen Pfirsichen kaum zu vergleichen, sind größer und bei weitem saftiger und süßer, als jene. Ein Pfirsich-baum, der aus dem Kern gezogen ist, trägt im 3ten Jahre schon eine Menge Früchte; eine Familie ist nicht im Stande, die Pfirsiche alle zu verzehren, welche er im fünften und sechsten Jahre bringt. Die Birnen und Kirschen gerathen seltener, als die Aepfel und Pfirsiche, werden auch nicht besonders gut; die Pflaumen werden auch nicht so schmackhaft, wie die in Deutschland gezogenen, und werden daher selten gezogen.

Die vorzüglichste Aepfelsorte im Missouri-Staat ist der Jenneton-Apfel. Er ist grünlichgelb, und auf einer Seite röthlich gefärbt, und hat ungefähr die Größe eines großen Borsdorfer-Apfels. Der Preis für einen Bushel (circa 160 Aepfel) ist in St. Louis gewöhnlich 1 Dollar; im Frühjahr 1851 kostete der Bushel zwei Dollars. Der Jenneton ist ein Winter-Apfel, der dadurch durchaus nichts an seinem Wohlgeschmack verliert, daß er friert; man darf den gefrorenen Apfel aber nicht anfassen, sondern muß ihn liegen lassen, bis er wieder aufgethaut ist. Faßt man ihn an, während er gefroren ist, so geht er alsbald

in Fäulniß über; hat man ihn aber gut überwintert, so dauert er bis tief in den Sommer hinein.

Nächst dem Jenneton ist der Newton-Pepin der feinste und gesuchteste Apfel; er steht mit dem Jenneton in gleichem Werth und ist ein vorzüglicher Winter-Apfel. Im vorigen Herbst schickte ein Kaufmann in New-York 15,000 Bushel dieser Aepfel nach London; er hatte für das Barrel (3 Bushels) fünf Dollars bezahlt und bekam in London siebenzehn Dollars wieder.

Außer diesen beiden Sorten giebt es eine unzählige Menge verschiedener Winter- und Sommer-Aepfel; — sie verdienen aber deswegen keine Erwähnung, weil sie in großen Quantitäten nicht leicht zu einem hohen Preise abgesetzt werden können (z. B. Gold-Reinette, Big-Pepin, Horse-Appel, Rambour.) Wer einen Obstgarten anlegt, der wählt hierzu einen gegen Osten oder Süden liegenden Hügel, der gegen Nordwest geschützt ist. Je höher der Hügel ist, um so besser gedeiht das Obst; die im Thal stehenden Bäume kommen später in die Blüthe, als die auf Anhöhen gepflanzten, und da es im Thal stets kälter ist, so erfriert die Blüthe auch leichter.

Die Bäume werden dreißig Fuß aus einander gesetzt, wenn man ihnen vollkommenen Spielraum gönnen will; ist man durch den Raum beengt, so kann man sie auch zwanzig Fuß aus einander pflanzen, muß dann aber freilich erwarten, daß sie sich nach acht bis zehn Jahren mit den Zweigen berühren. Die hiesigen Obstgärtner sind uneinig darüber, ob das Frühjahr oder der Herbst die geeignetste Jahreszeit zum Setzen der Bäume sei, doch einigen sich Alle in der Ansicht, daß ein Baum, welcher im Frühjahr in ein Loch gesetzt wird, welches schon im verflossenen Herbst gegraben war, am leichtesten Wurzel schlägt und am sichersten gedeiht. Will man die Obstzucht als Nah-

rungszweig treiben, so muß man vier, oder noch besser fünfjährige Bäume kaufen, welche auf die Wurzel von wilden Aepfelbäumen gepfropft sind. Derartige Bäume bekommen einen reinen Stamm, an dem keine Wasserschößlinge ausschlagen, und sollen den Insektenstichen nicht so sehr ausgesetzt sein, wie die hochstämmig gepfropften. Die aus dem Kern gezogenen Bäume sollen ein weicheres Holz haben, als die auf Wildlinge gepfropften, sollen leichter faulen und von Insekten heimgesucht werden. — Ich führe hier die Urtheile an, wie ich sie habe fällen hören, lege ihnen für meine Person aber nicht nicht viel Gewicht bei, weil ich nirgends viel Sorgfalt auf Obstgärten habe verwenden sehen. Ich habe im verflossenen Herbst und Winter achthundert Löcher für Aepfelbäume gegraben; sie stehen in rechtwinkligen Reihen genau 30 Fuß aus einander; jedes Loch ist 3½ Fuß im Quadrat und 2½ Fuß tief. Die Bäume habe ich bei Dugge, einem Mecklenburger, der bei Washington am Missouri wohnt, für 11 Dollars das Hundert gekauft. Da der Berg, auf welchem ich die Bäume zu pflanzen gedenke nur 1 bis 2 Fuß mit schwarzer Dammerde bedeckt ist, tiefer aber einen kalkhaltigen Lehm führt, der felsenhart ist, so habe ich schwarze Walderde, verfaulte Baumstämme und Pferdedünger herbeigefahren, womit ich die Löcher 8 Zoll zu füllen gedenke; ferner beabsichtige ich, neben jeden Baum eine 4 Zoll dicke Stange einzugraben, um den jungen Baum mit Linden-Rinde daran zu befestigen. Diese Rinde wird Anfangs März vom Lindenbaum abgeschält und mehre Tage lang in Wasser gelegt; sie wird so biegsam, wie der bei uns in Deutschland bekannte Matten-Bast, und hält mehre Jahre. Die Rinde des Hickory läßt sich zwar auch verwenden, wird aber steif und hart, und beschädigt leicht den Baum. Man kann sich von der Stärke der Hickory-Rinde einen Begriff machen, wenn ich anführe, daß zwei

starke Pferde einen Streifen derselben von zwei Zoll Breite nicht zu zerreißen im Stande sind.

Um von der Ertragfähigkeit eines, mit den feinsten Aepfelbäumen bepflanzten Obstgartens einen Nachweis zu liefern, will ich meinen Lesern die Kosten, welche mir die Anlage meines Obstgartens verursachen, und den wahrscheinlichen Ertrag, gestützt auf die Erfahrungen anderer Obstzüchtler, vorlegen. Den Werth des zum Obstgarten verwendeten Landes bringe ich nicht mit in Anschlag, weil ich das Land fünf bis sechs Jahre lang zur Kartoffelzucht verwenden kann, es also vorläufig nicht für den Betrieb der Farm verloren habe.

Achthundert Löcher für Obstbäume können von einem tüchtigen Arbeiter in vierzig Tagen gegraben werden; läßt man sie durch einen Tagelöhner ausgraben, so würden sie kosten	40	Dollars
Das Vermessen und Ausstecken der Löcher nimmt zehn Tage	10	=
Das Schlagen von 800 Stangen . . .	3	=
Das Herbeifahren von 800 Stangen mit einem zweispännigen Wagen erfordert einen Tag	2	=
Achthundert Obstbäume inclusive Fracht von Washington	93	=
Fracht von Portland bis hierher . . .	2	=
Vierzig Fuder Walderde, Dünger und Stroh	5	=
Das Setzen der Bäume und Stangen, Anbinden mit Bast	30	=
Der Bast zum Anbinden	1	=
	186	Dollars.

Im dritten Jahre tragen die Bäume durchschnittlich $^1/_4$ Bushel; wir wollen annehmen, daß 400 Bäume gar

keine Früchte haben, 400 dagegen jeder 1/4 Bushel bringen sollen, so würden diese 100 Bushel in St. Louis 100 Dollars kosten; die Fracht dahin soll 20 Dollars tragen, es blieb also Ertrag 80 Dollars. Im vierten Jahre bringt jeder Baum Einen Bushel; nehmen wir wieder an, daß nur 400 Bäume tragen, so hätten wir 400 Bushel, die mit Abzug der Transportkosten von 80 Dollars, einen Reinertrag von 320 Dollars bringen würden.

Im fünften Jahre trägt jeder Baum 3 bis 4, im zehnten Jahre aber 12 bis 15 Bushel; wenn also im zehnten Jahre wiederum nur die Hälfte der gepflanzten Bäume trägt, so hätten wir einen Reinertrag von 3640 Dollars. Ich glaube aber keine übertriebene Berechnung gemacht zu haben, da ich für jedes Jahr das Ausbleiben der Hälfte von den gesetzten Obstbäumen annehme. Soviel ich habe erfahren können, steigt die Tragfähigkeit eines Baumes bis in's 15.—20te Jahr; in St. Charles soll vorigen Sommer ein Baum 60 Bushel getragen haben; ich selbst habe einen zehnjährigen Baum gesehen, dessen Früchte auf 25 Bushel geschätzt wurden.

Wer seine Aepfel nicht pflücken und sorgfältig verpacken kann oder mag, der schüttelt sie ab und trocknet sie. Vier Bushel grüner Aepfel geben einen Bushel trockene, und ein solcher Bushel kostet 1 Dollar 50 Cent bis 2 Dollars. Die schlechteste Spekulation scheint mir die Fabrikation von Aepfelwein zu sein, denn ein „Berl" erfordert 20 Bushel Aepfel, kostet aber nur 8 bis höchstens 10 Dollars und erfordert, außer der vielen Schererei die kostspieligen Fässer zur Aufbewahrung des Weins.

Der Preis der Aepfel ist in manchen Frühjahren außerordentlich hoch; vor einigen Jahren kostete ein Barrel à 3 Bushel in St. Louis 4 Dollars 75 Cent; in andern Frühjahren sind die Aepfel wieder billiger, als sie gleich nach der Ernte im vergangenen Herbst waren. Dennoch

halten die wenigen Amerikaner, welche ihre Aepfel zu Markte bringen, sie gewöhnlich den Winter über zurück; sie graben sie in die Erde ein, bedecken sie mit einer Schichte Stroh und dann wieder mit Erde und lassen sie auf diese Weise ein halbes Jahr liegen.

Birnen werden noch so wenig gezogen, daß sich darüber wenig sagen läßt. Gute Birnen sind theuerer als Aepfel, und es steht deswegen wohl zu erwarten, daß man ihrer Zucht mehr Sorgfalt und Mühe widmen wird, als dieß bisher geschehen ist. In Washington am Missouri sind einige Birn-Bäume, die vorzüglich feine Früchte tragen.

Eine Obstgattung, die im Missouri-Staat überall gedeiht, wo sie gegen den Nordwestwind geschützt steht, ist der Pfirsich. Man kann sich in Europa von der Vortrefflichkeit hiesiger Pfirsiche keinen Begriff machen; sie schmelzen auf der Zunge und besitzen eine so prächtige Mischung von Süß und Säuerlich, das sie ein wahres Labsal sein können, wenn man von der Hitze ermattet ist. Kein Mensch denkt daran, einen Pfirsichbaum zu pfropfen oder ihm die allergeringste Pflege zu widmen; er gedeiht wie Unkraut und strotzt jeden Sommer von Früchten. Ich habe Pfirsichbäume gesehen — (und zwar wirkliche Bäume), deren Aeste zur Hälfte abgebrochen waren durch die Last der Früchte. Was sie in St. Louis kosten, weiß ich nicht; auf dem Lande kosten sie nichts, denn da ein einziger Baum mehr Pfirsiche trägt, als zehn Menschen aufzuessen vermögen, auf jeder Farm aber zwanzig bis dreißig Bäume stehen, die von ihrer herrlichen Last erdrückt werden, so würde man einen Farmer ebensogut fragen können, was ein Trunk Wasser koste, als was ein Korb voll Pfirsiche koste. Ich habe es mehrmals mit angesehen, daß Amerikaner von ihren Reitpferden abgestiegen und dafür in einen Pfirsichbaum hinaufgestiegen sind. Kam der Besitzer darüber zu, so fragte er freundlich „how do

you do, Sir?“ „Quite well“ war die Antwort des ungenirt weiter Essenden, der dann auch nicht daran dachte, hinab zu steigen, bis ihm die Natur ein „Halt“ zurief.

Da es bei der unendlichen Menge von Pfirsichen unmöglich sein würde, sie alle zu verzehren, so werden alljährlich große Quantitäten getrocknet, und so dem Handel übergeben. Ein Bushel getrockneter Pfirsiche kostet 1$^1/_2$ bis 3 Dollars, jenachdem die Erndte eine reichliche oder minder ergiebige gewesen war. Ich habe mir erzählen lassen, daß ein Farmer bei St. Louis im Jahre 1851 für 8000 Dollars solcher getrockneter Früchte verkauft habe.

Ein Haupterforderniß für das Gedeihen der Obstbäume ist, daß das Feld, in welchem sie stehen, jährlich aufgebrochen werde; will man sie besonders gut pflegen, so lockert man im Frühjahr und Herbst die Erde um jeden Baum auf und düngt sie dann mit Mistjauche. Da kein Bodenerzeugniß in den Vereinigten Staaten so gut bezahlt wird, wie das Baumobst, seine Pflege und Züchtung bei weitem geringere Mühe und Arbeit erfordert, als z. B. ein Weizenfeld, die Erndte fast niemals misräth, und durch die Verbindung mit Texas und Californien Handelsquellen eröffnet sind, die für alle Ewigkeit bedeutenden Absatz erwarten lassen, so liegt es klar auf der Hand, wie wichtig die Anlage von Obstgärten für den neuen Ansiedler ist.

Es bestehen am Missouri-Fluß eine große Menge Baumschulen, in denen stets gute Sorten zu haben sind; ein Handelsgärtner in St. Louis zeigte im vorigen Herbst an, daß er viermalhunderttausend Obstbäume zu verkaufen habe! Ich empfehle jedem, der sich in der Nähe von Washington, Herrmann oder Portland ansiedelt, den Herrn Dugge bei Washington; während andere Handelsgärtner 12½ Cent für jeden Baum fordern, nimmt Herr Dugge nur 11 Cent, und seine Bäume werden von Farmern,

denen man ein Urtheil zutrauen darf, ganz besonders gepriesen.

Die hüglige Lage von Portland eignet sich ganz vorzüglich zur Obstzucht. Der Unterschied zwischen der Temperatur in Bottom und auf den Hügeln ist so bedeutend, daß in Bottom fast niemals ein Pfirsichbaum seine Früchte zur Reife bringt, während er ebenso selten auf dem Hügel durch den Frost leidet. Eine Höhe von fünfzig Fuß macht schon einen ganz bedeutenden Unterschied in der Temperatur, wie ich beim Ausgraben der Löcher für Obstbäume erfahren habe. Während ich ohne Mühe auf der Mitte des eintausend Fuß langen Berges graben konnte, war ich nicht im Stande, am Fuß des Berges den Spaten in die hart gefrorene Erde zu bringen. —

Bei weitem ungünstigere Resultate als der Obstbau, liefert der Weinbau im Missouri-Staate.

Die große Menge von wildwachsenden Reben, vereint mit dem kalkigen Boden, der namentlich bei Herrmann am Missouri gefunden wird, hatten der Ansicht Raum gegeben, daß der edle Wein mit Vortheil zu ziehen wäre. Eine Menge deutscher Weinbauer ließen sich durch übertriebene Schilderungen zur Uebersiedlung verleiten, und es entstand auf dem magern, fast ganz unbauwürdigen Grunde bei Herrmann ein niedliches deutsches Städtchen mit einer Anzahl von Farmen, die sich im Gürtel um das Städtchen erstrecken. Als das mitgebrachte Geld der Einwanderer verzehrt, von einer Weinerndte aber keine Rede war, wanderte Jung und Alt aus der trostlosen, dürftigen Gegend fort, um anderswo den Lebens-Unterhalt zu gewinnen. Das an Ereignissen so reiche Jahr 1848 war für die Weinberge Herrmanns ein wahres Segensjahr; alle Weinstöcke hingen voll der herrlichsten Trauben; der kaum gekelterte Most wurde von den, auf die Erzeugnisse ihres Vaterlandes stolzen Amerikanern für theueres

Geld gekauft, und Winzer, die ¾ Acker in Wein stehen hatten, nahmen 2000 Dollars ein. Diese glänzenden Erfolge gingen wie ein Lauffeuer durch ganz Amerika, und die allgemeine Losung war „Herrmann!" Rasch nahm die Bevölkerung wieder zu; aus Deutschland kamen eine Menge Freunde und Verwandte der bereits früher Ausgewanderten nach, Weinberge wurden überall angelegt, aber das Jahr 1848 ließ sich umsonst wieder herbei sehnen und wünschen, und die Weinerndte schlug seitdem jedes Jahr fehl.

Wer im Herbst durch den Wald geht, findet fast an jeder wilden Weinrebe nur faule Trauben; äußerst selten wird eine Rebe mit gesunden Früchten gefunden. Dasselbe Bild wiederholt sich in den Weinbergen. Die Reben blühen reichlich, setzen eine Menge Trauben an, alles verspricht eine vortreffliche Weinlese, aber plötzlich fangen die der Erde zunächst sitzenden Trauben zu faulen an, die höher sitzenden folgen nach, und in kurzer Zeit ist die letzte Hoffnung des Winzers betrogen. Worin diese Fäule ihren Grund hat, weiß man nicht; man schiebt die Schuld derselben bald auf Insekten, bald auf einen Mehlthau, der vom Himmel fällt, bald wieder auf die Ausdünstung der Erde. Sonderbar ist indessen, daß die Reben, welche an Häusern gezogen werden, sehr selten faule Trauben tragen. Mir scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die stechende Sonnenhitze den Trauben schade, und daß man der Fäulniß dadurch einigen Einhalt thun könnte, daß man sie an Maulbeerbäume pflanzte, unter deren dichtem Laube sie Schatten fänden.

Die Anlage eines Weinberges ist sehr kostspielig. Der ganze Acker, den man zum Weinberg bestimmt hat, muß vier Fuß tief umgegraben werden; tausend Würzlinge zum Bepflanzen des Ackers kosten funfzig Dollars; die Cederpfosten zum Stützen der Reben kosten ungefähr 30 Dollars,

so daß ein Acker, der gut durchgearbeitet, bepflanzt und eingefriedigt ist, gegen 300 Dollars zu stehen kommt.

Durch die unaufhörlich wiederkehrenden Misserndten ist Herrmann ein armseliges Nest geworden, das sich in der That nur durch die Einwanderer aus Deutschland hält. Das Land rings um Herrmann ist — wie oben bemerkt — des Aufbrechens nicht werth, und dennoch kostet dort eine Farm 2000 bis 3000 Dollars. Man kann leider behaupten, daß die Deutschen dorthin wandern, wo es recht hundeschlecht ist — oder wo die Ländereien bereits im hohen Werthe stehen. Ehrlose Schwindler ermangeln nicht, glänzende Berichte in die Heimath zu schicken, diese werden in den Wirthshäusern vorgelesen, und Jung und Alt wandert aus, um all die gepriesenen Glückseligkeiten zu genießen, deren der Verfasser des Briefes erwähnt. Sind die armen Getäuschten erst an Ort und Stelle, so bleiben sie auch sitzen, und erst wenn sie mit allen Verhältnissen bekannt sind, schlagen sie die Hände über den Kopf zusammen. Bei Washington wohnt ein Schuster, der sich Doktor Dümler nennt, obgleich er seine Schustergeschäfte ungestört fortbesorgt. Eine Menge Einwanderer bringen Empfehlungsbriefe an diesen Dokter Dümler, der der abgefeimteste, miserabelste Schurke ist den man sich denken kann. Er betrügt seine Schutzbefohlenen, bestiehlt sie und stürzt sie auf jede Weise in's Elend; wo er sich blicken läßt, wird er von seinen Schutzbefohlenen braun und blau geschlagen, trotzdem aber landet selten ein Auswanderer bei Washington, ohne eine Empfehlung an diesen Schurken mitzubringen.

In einem Lande, das mit dem fruchtbarsten Boden ein feuchtwarmes Klima vereinigt, müssen die Gewächse unstreitig rasches Gedeihen finden; besonders gilt dieß aber von den Gartengewächsen, deren im Missouri-Staate eine große Menge gezogen werden.

Zu den hiesigen Garten-Erzeugnissen gehören:

1. Die Wasser-Melone, Mosch-Melone und Letz-Melone. Die Ansichten sind sehr verschieden darüber, welcher Sorte man den Vorzug geben soll; ich finde, man thut am besten, sie alle drei vortrefflich zu finden, und Jedem seine eigene Ansicht zu lassen. Am häufigsten findet man die Wasser-Melone; sie erreicht eine außerordentliche Größe und ist ungemein schmackhaft; der gewöhnliche Preis einer solchen Melone ist zwischen 8 und 10 Cent.

2. Die Gurke. Sie gedeiht zwischen dem Wälschkorn, wo sie in großer Zahl gezogen wird; einzeln habe ich sie nicht verkaufen sehen, sondern nur Bushel-weise; ein Bushel kostet hier in Portland 30 Cent.

3. Spargel. Er wird von den Amerikanern wenig gegessen, daher auch nur in Gegenden gepflanzt, wo viele Deutsche wohnen; in Portland ist nur ein einziges Spargelbeet, das nebenher ganz vernachlässigt ist.

4. Kohlrüben aller Arten gedeihen ganz vorzüglich; man hat hier eine, der Märkischen Rübe ähnliche Sorte, die jene indessen an Größe um's drei und vierfache übertrifft. Ich habe sie wie die deutschen unterirdischen Kohlrüben bereiten lassen, und gefunden, daß sie jene an Zartheit und Wohlgeschmack weit hinter sich lassen; manche Farmer ziehen sie als Viehfutter.

5. Kohl. Außer dem krausen, grünen Kohl und dem Rosenkohl habe ich hier die verschiedenen Kohlsorten gefunden, die ich in deutschen Gärten habe kennen lernen. Der Weißkohl wird vielfältig gezogen, wird sehr gut und eignet sich vorzüglich zum Sauerkraut. Ein Kopf Weißkohl kostet 3 bis 5 Cent.

6. Bohnen. Man hat im Missouri-Staat alle Arten deutsche Bohnen und außerdem die einträgliche Kastorbohne, die einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel bildet.

Niemand denkt daran, die Bohnen in eigenen Beeten zu ziehen; man pflanzt sie zwischen das Korn und läßt sie an den Kornpflanzen in die Höhe ranken.

7. Erbsen. Da es sehr schwer hält, Erbsen vor dem Wurm zu schützen, so findet man nur sehr wenig Menschen, die diese Frucht bauen. Sie wachsen übrigens schnell in die Höhe, tragen reichlich und sind als junge Pahlerbsen vorzüglich süß und angenehm zu essen.

8. Alle sogenannten Suppenkräuter als: Petersilie, gelbe Rüben, rothe Rüben, Sauerampfer u. s. w., u. s. w., gedeihen ausnehmend gut und werden sehr theuer bezahlt. Mir hat ein glaubwürdiger Mann, der früher in Cincinnati lebte, erzählt, daß er einen Kopf Blumenkohl für 25 Cent verkauft habe. In den kleinen Städten sind derlei Gemüse deswegen nicht leicht abzusetzen, weil Jedermann einen eigenen Garten hat; man muß sie an die Dampfböte verkaufen, oder im Großen nach St. Louis senden.

Die Bestellung des Gartens ist im Missouri-Staate ein viel leichteres Geschäft, als in Europa, weil man hier keinen Dünger gebraucht und das Gartenland nicht durchgräbt, sondern höchstens Einmal aufpflügen läßt. Das Unkraut wuchert zwar hier stärker, als in Deutschland, läßt sich aber doch ohne große Mühe ausrotten.

Die Leichtigkeit, mit welcher der hiesige Gärtner seine Gewächse zieht, macht ihn sorglos für das Einsammeln und Aufbewahren von Sämereien, so daß man selten sehr guten Samen bekommt. Es wäre daher jedem Einwanderer, der seinen Hausbedarf an Gemüse selbst zu ziehen gedenkt, sehr zu empfehlen, eine Quantität guten Samen mitzubringen; was er nicht selbst bedarf, kann er hier immer theuer verkaufen. Besonders möchte ich rathen, guten Friedrichstädter Senfsamen aus Europa mitzunehmen. Der Senf ist sehr theuer und außerordentlich

schlecht, beinahe ungenießbar; daß aber der deutsche Senf hier Anerkennung gefunden hat, geht daraus hervor, daß die schlechten Produkte der hiesigen Senfmühlen als „ächter deutscher Senf" ausgeboten werden.

Weniger gut, als die Gemüse-Arten, gerathen hier die Blumen. Sie wuchern schnell in die Höhe, setzen eine Menge Blüthen an, bringen aber keine so schönen Blumen, wie in Deutschland. Blumenliebhabern möchte ich daher anempfehlen, gute Sämereien mitzubringen, besonders von Veilchen, Georginen (Dalien), Stiefmütterchen und Reseda; ferner Rosenzweige, Hyacinthenknollen und Tulpenzwiebeln. Wer eine Partie Theerosen-Zweige mitbrächte und auf hiesige wilde Rosen pfropfte, der würde seine Mühe sehr gut bezahlt finden.

Es wäre ferner des Versuches werth, Kerne von vorzüglich feinen deutschen Aepfeln, Birnen und Pflaumen hieher zu bringen, um sie hier zu pflanzen. Wäre Jemand im Stande den Gravensteiner Apfel aus Holstein nach Amerika zu verpflanzen, so würde er schon dadurch sein Glück machen können. Wenn aber ein Apfel geeignet ist, hier zu gedeihen, so müßte es meiner Meinung nach gerade der Gravensteiner sein, der kalkigen Boden liebt und aus Spanien eingeführt ist, also in einem Klima heimisch ist, das von dem hiesigen nicht sehr verschieden sein kann.

9.

Die Viehzucht im Missouri-Staate.

1. Das Pferd. Der Einwanderer aus Europa erstaunt schon in New-York über die schönen Vollblut-

Pferde, welche vor den Droschken und Omnibus-Wagen eingespannt sind. Dieselbe Race Pferde trifft er bei seinem Vordringen in den Westen von Amerika überall vor; hohe, schlank gebaute Pferde mit gerader Kruppe, feinen Beinen, dünnem feinem Haar sieht er vor dem Pfluge im tiefen Lehm kneten, in der Sägemühle das Rad drehen — kurz überall, wo er in Europa gewohnt war, elende abscheuliche Karrengäule zu sehen. Es sind natürlich hier auch verschiedene Pferderacen, aber sie sind doch alle mehr oder weniger edel. Gewöhnlich schenkt der Amerikaner seinem Pferde gar keine Sorgfalt; er übereilt es im Schritte, so daß es sehr bald „Paßgänger" wird, er striegelt und putzt es fast nie, giebt ihm im Winter keinen Stall, sondern läßt es draußen im Wald umherlaufen, er schneidet keinen Hechsel (Häckerling), sondern wirft ihm die ganzen Hafergarben hin — mit Einem Worte, er braucht es schonungslos und wartet es fast gar nicht. Sowie der Amerikaner von einem Ritt zu Hause gekommen ist, läßt er sein schaumbedecktes Pferd laufen, einerlei ob die größte Sonnenhitze brennt oder der eisigste Schneesturm haust; er reitet es in die Stadt, bindet es an irgend einen Gegenstand an, und läßt es ohne Sattel oder Decke, den ganzen Tag im Freien stehen; das Pferd bekommt keinen Tropfen Wasser, keinen Strohhalm zur Nahrung. Geht seine Reise weiter und kann er sein Pferd nicht mitnehmen, so nimmt er das Geschirr ab, bindet in die Mähne einen Zettel, worauf er seinen Namen geschrieben hat — und das Pferd läuft treu wie ein Hund nach Hause. Trotz dieser geringen Sorgfalt gedeiht das Pferd hier vortrefflich; man sieht selten ein lahmes, krankes oder blindes Pferd, und höchstens im Winter sehen die besonders verwahrlosten rauh und struppig aus. Fast jeder Besitzer einer Stute zieht alljährlich ein Füllen oder einen Maulesel; hin und wieder hält ein Farmer einen Hengst oder einen Esel zum

Decken, und bisweilen trifft man auserlesen schöne Beschälhengste an. Für das Decken zahlt man erst, wenn das Füllen gefallen ist, und zwar für das Decken eines Hengstes 5 Dollars und für das Decken eines Esels 3 Dollars. Ich sah bei einem benachbarten Farmer einen Eselhengst, der zum Decken gehalten wird und gestehe, daß ich mir nie hätte träumen lassen, daß ein Esel eine solche Größe und Schönheit besitzen könne. Wollte man den Esel in Deutschland für Geld sehen lassen, so könnte man damit ein sehr gutes Geschäft machen.

Beim Kauf einer Stute wird gewöhnlich Rücksicht darauf genommen, ob sie trächtig sei; der neue Besitzer hat z. B. nach der Geburt des Füllens die Zahlung für das Decken zu leisten, der Verkäufer garantirt, daß die Stute trägt und muß eine, beim Kauf ausgemachte Summe zurückerstatten, wenn die Stute kein Fohlen bringt. Bei dem Kauf anderer Pferde garantirt der Verkäufer, daß das Pferd zieht, und ich rathe einem Jeden, sich diese Garantie bei jedem Pferdekauf geben zu lassen. Bei der Heftigkeit der Amerikaner und der Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihre Pferde behandeln, ist nichts gewöhnlicher, als daß sie die jungen Pferde beim ersten Einspannen mißhandeln und dadurch so widerspänstig machen, daß sie nie mehr ziehen.

Man hat sich auch wohl zu erkundigen, ob das in Handel stehende Pferd ein Fents-Springer sei, d. h. ob es über die Einzäunungen der Kornfelder setzt. Es giebt Pferde, denen keine Barriere zu hoch ist, wie ich selbst zu meinem Leidwesen an einem abgemagerten Klepper erfahren habe, der vorigen Herbst täglich in unser Kornfeld setzte. Es ist wegen der unaufhörlichen Klagen der Nachbarn und wegen der Verletzungen, die ein solches Pferd sich leicht zuzieht, höchst unangenehm einen Fents-Springer zu besitzen. — Es herrscht im Uebrigen dieselbe erlaubte Prellerei im Pferdehandel, wie in Europa, und es hat sich ein Jeder wohl vorzusehen, was und wie er kauft.

Der gewöhnliche Preis eines fehlerfreien, vier- bis fünfjährigen, schönen und guten Arbeitspferdes ist zwischen 80 und 100 Dollars. Auffallend ist es indessen, daß für ein minder schönes Pferd oft ein höherer Preis gefordert wird, als für ein ausgezeichnet schönes; dieß geht so weit, daß ich alle die theuern Pferde, die mir zum Kauf angeboten sind, nicht hübsch gefunden habe, während mehr sehr schöne Thiere zu einem billigen Preise angeboten wurden. Ich habe zwei trächtige Stuten gekauft, eine für 75 und die andere für 40 Dollars; letztere ist auf einem Auge blind, sonst ein schönes Thier und dabei von einer Arbeitsfähigkeit und Leichtigkeit im Laufe, wie ich selten eins gesehen habe; es ist mir bei weitem lieber, als das Pferd zu 75 Dollars.

Eben so wenig Pflege, wie das erwachsene Pferd genießt, eben so wenig findet dies das Fohlen. Sommer und Winter hindurch läuft es im Walde oder im abgemähten Kornfelde umher, und nur bei arger Kälte erhält es einige Handvoll Heu; es wächst trotzdem schnell heran und wird gewöhnlich schon im dritten Jahre gebraucht und zur Zucht verwendet. Der Preis eines Fohlens wechselt nach dem Werthe des Vaters; wir haben hier in der Nähe einen Hengst, der einem Herrn Fisher gehört und der unter dem Namen von Fisher's Horse berühmt ist; Fohlen von diesem schönen Hengste sind vierzig Dollars werth, sobald sie geboren sind.

Die Hälfte der jährlich gedeckten Stuten wird von Eselhengsten gedeckt. Das Mauleselfohlen ist weniger Krankheiten unterworfen, als das junge Pferd, es bedarf durchaus gar keiner Pflege und wird als dreijähriges Thier mit 70, 80, auch mit 100 Dollars bezahlt. Hierbei ist aber zu bemerken, daß das Zähmen und Einfahren eines Maulesels ein schwieriges Stück Arbeit ist, welches zweier kräftiger Männer bedarf. Der Maulesel wehrt sich auf's

Aeußerste, bevor er dem Menschen gehorcht, und ist nur durch energische Züchtigungen dahin zu bringen, in ihm ein überlegenes Wesen anzuerkennen.

Die eingewanderten Deutschen widmen ihren Pferden mehr Pflege, als die Amerikaner; sie bauen ihnen Ställe für den Winter und füttern sie mit Korn und Hafer. Man nimmt an, daß ein Arbeitspferd, welches das ganze Jahr hindurch im Stall gefüttert wird, täglich 25 Aehren Welschkorn und zwei Gebinde Hafer frißt, was nach dem Durchschnittspreise der hiesigen Gegend täglich 6 Cent, oder jährlich 22 Dollars beträgt. Für den Farmer, der Hafer und Korn selbst zieht, erwachsen natürlich geringere Kosten, besonders da ihm im Sommer Gras und Kornblätter zur Verfügung stehen.

2. Das Rind. Wer in Deutschland und namentlich in Holstein Gelegenheit hatte, die Wartung der Rinder kennen zu lernen, der erstaunt nicht wenig, wenn er sieht, wie das Vieh im Missouri-Staate ohne alle Pflege in den Wäldern lebt. Der Amerikaner hält entweder Vieh, um es zu verhandeln, oder um es zur Führung seines Hausstandes zu benutzen. Ganz in meiner Nähe wohnt ein Squire, der eine ziemlich bedeutende Heerde hält, aus der ich mir erst heute eine Milchkuh heimgetrieben habe. Er zeigte mir zwanzig Milchkühe, die mit ihren Kälbern in einem abgemähten Kornfelde umhergingen und die sämmtlich zum Verkauf gehalten wurden. Keine dieser Kühe wurde gemelkt; sie wurden spärlich mit Heu gefüttert und von ihren Kälbern ausgesogen. Nicht weit davon war ein Wald eingefriedigt, in welchem die Kühe, welche noch nicht gekalbt hatten, umherliefen. Den ganzen Winter hindurch waren sie nicht in den Stall gekommen, und nur wenn Schnee auf der Erde lag, hatten sie Futter bekommen. Die Kälber von 1 bis 2 Jahren endlich trieben sich mit einer Menge Fohlen in einem dritten Felde

umher, bis an die Knie in Lehm watend und sehnsüchtig nach dem Heuschober lugend, der an der Umzäunung aufgestellt war.

Schlimmer noch als dies Vieh ist jenes dran, welches kleinen Farmern oder Stadtbewohnern gehört. Mit der Kuh wird auch immer das Kalb gekauft. Dies wird bei dem Wohnhause des neuen Besitzers in eine Einfriedigung gesperrt — die Kuh bleibt einen Tag lang brüllend vor der Einfriedigung stehen, geht dann aber, von Hunger getrieben, in den Wald, um Kräuter und junges Laub zu fressen. Mit Sonnen-Untergang kehrt sie zurück und kündigt den Hausbewohnern ihr Kommen durch lautes Brüllen an. Die Hausfrau begiebt sich darauf hinaus, läßt das Kalb einen Augenblick saugen; treibt es dann aber mit Schlägen fort und melkt die Kuh zur Hälfte aus; hierauf läßt sie das Kalb die Kuh leer saugen und treibt das Kalb dann wieder in die Einfriedigung. Es ist wunderbar, wie sich die Thiere wieder finden und wieder erkennen. Ich hatte im verflossenen Sommer zwei Kühe mit Kälbern, die ich auf obige Weise eingesperrt hatte. Kam Abends eine Kuh nach Hause, und brüllte sie in weiter Ferne, so antwortete ihr Kalb augenblicklich und die Kuh lief dann gewöhnlich in gestrecktem Galopp an die Einfriedigung. Ließ ich dann das Kalb zur Kuh, so beleckte die Mutter ihr Kleines mit augenscheinlicher Freude. Trennt man aber die Kuh von ihrem Kalbe, verkauft man z. B. die Kuh an einen Mann, der jenseits des Flusses wohnt, so entläuft ihm die Kuh bei erster Gelegenheit und schwimmt durch den ungeheuern Fluß zurück! Man hat Beispiele, daß Kühe 50 engl. Meilen, und daß Pferde 400 engl. Meilen weit verkauft wurden und wieder in ihre Heimath liefen.

In den Sommer-Monaten kann sich eine Kuh allerdings leicht im Walde nähren; wenn aber der Herbst und

Winter Alles mit Schnee und Eis bedecken, dann sieht es traurig aus um das arme Vieh und man erblickt hier bisweilen Kühe, die nichts wie Haut und Knochen sind. Kehren sie Abends und Morgens nach Hause, so werden ihnen einige Aehren Korn hingeworfen — gewöhnlich bekommen sie aber gar nichts. Eine natürliche Folge ist, daß die Kuh, sobald ihr Kalb größer ist, weitere Streifereien in den Wald und auf die Prairie macht, sie kommt seltener und am Ende gar nicht mehr nach Hause, bis sie dann nach mehren Monaten plötzlich mit einem neugeborenen Kalbe wieder vor derselben Einfriedigung steht, in der sie im vergangenen Jahre ihr Kalb eingesperrt sah.

Bei einer solchen Behandlung können sich keine Milchkühe heranziehen lassen. Das Vieh ist zwar sehr schön gebaut und erfüllt äußerlich alle Bedingungen, die man in Holstein an eine gute Kuh stellt; es kränkelt wenig, vermehrt sich vom zweiten Jahre an — aber gute Milchkühe sucht man vergebens.

Der stehende Preis einer Kuh mit einem jungen Kalbe ist 15 Dollars. Berechnen wir nun einmal, wie viel eine solche Kuh einbringt, wenn sie 6 Monate des Jahres gefüttert wird, vorausgesetzt nämlich, daß der Besitzer der Kuh im Stande ist, die Milch in einer Stadt oder an Dampfschiffe zu verkaufen und daß er die Kuh im Frühjahr erstanden habe.

Ankauf der Kuh mit einem Kalbe . . .	15 Dollars.
Futter durch 6 Monate für Kuh und Kalb hochgerechnet	12 „
Summa der Ausgaben:	27 Dollars.

Die Kuh giebt während der ersten sechs Monate täglich zwei Gallonen Milch,

à 25 Cent, also täglich für einen halben Dollar und in 6 Monaten	90 Dollars.
In den folgenden 3 Monaten giebt sie die Hälfte	$22\frac{1}{2}$ =
Das Kalb ist, 9 Monate alt, 4 Dollars werth, die allmählig trocken werdende Kuh wird für 8 bis 10 Dollars verkauft, zusammen	12 =
So hat man einen Ertrag von	$124\frac{1}{2}$ Doll.
Rechnet man den Ankaufspreis und das Futtergeld mit	27 =
So bleibt ein Reinertrag von	$97\frac{1}{2}$ Doll.

Ganz anders stellt sich aber die Berechnung, wenn ein Farmer Kühe hält, der wegen der Entfernung von der Stadt die Milch nicht verkaufen kann. Er kann aus drei Gallonen Milch, die er in der Stadt für 75 Cent verkaufen würde, nur Ein Pfund Butter machen, also nur 10 Cent lösen, mithin die Gallone nur zu $3\frac{1}{3}$ Cent verwerthen.

Nehmen wir an, daß der Farmer eine Kuh zu 15 Dollars gekauft habe, und daß das Futter für sie und ihr Kalb ihm ebenfalls 12 Dollars kostete, so haben wir auch für ihn die Summe der Ausgabe von 27 Dollars.

Während 6 Monaten liefert die Kuh 120 Pfund Butter, à 10 Cent, ...	12 Dollars.
Während der nächsten 3 Monate nur die Hälfte	3 =
	15 Dollars,

und in den drei letzten Monaten gar nichts.

Das einjährige Kalb ist werth 5—6 Dollars, nehmen wir nur an 5 Dollars, so finden wir, daß sich die Kuh mit 74 Prozent verzinst hat.

Ich mache aber ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die amerikanischen Farmer bei weitem nicht obige Resultate erlangen; ihre Kühe werden schlecht gemolken, bleiben oft mehre Tage vom Hause und verlieren dadurch frühzeitig ihre Milch, und endlich werden sie so schlecht gefüttert und gehegt, daß sie nur durch die Sommermonate viel Milch geben, im Winter aber meistens trocken gehen.

Fast alle Kälber werden am Leben gelassen und theils zu Milchkühen, theils zu Zugochsen herangezogen. Ist das Kuhkalb drei Jahre alt, so kann der Farmer, dem es in der That nicht einen Cent kostet, es für 15 Dollars verkaufen, oder wenn er es behält, so bringt es ihm ein Kalb und versorgt ihn mit Milch. Das Stierkalb wird im dritten oder vierten Monat geschnitten und dann in den Wald gejagt, wo es bis zum dritten Jahre seinen Unterhalt sucht. Ist es groß und stark geworden und eingefahren, so kann ein solches Thier bis 50 Dollars gelten; wird es gemästet und auf ein Gewicht von 1000 Pfund gebracht, so bringt es 45 bis 50 Dollars.

Erwägt man nun, daß jedem Farmer unendliche Congreßwaldungen und Prairien offen stehen, in die er sein Vieh ohne Weiteres hineinjagen kann, und berechnet man den großen Gewinn, den er aus seiner Heerde zieht, wenn er sie nur einigermaßen pflegt, so wird man mir nicht abstreiten können, daß ein Mann in hiesiger Gegend leicht Vermögen erwerben kann. Mir schweben zwei Amerikaner vor, welche bei Portland leben und die beide durch Viehzucht reich geworden sind. Der Eine ist der Squire Gibson, ein Greis von 80 Jahren, der sich 1809 hier mitten unter den Indianern niederließ und ein Vermögen von 75 Dollars mitbrachte. In der ersten Zeit seiner Ansiedlung hat er böse Tage gehabt und manchen harten Strauß mit den Wilden durchfechten müssen. Er erzählt, daß eines Tages 500 Indianer zehn Stunden lang gegen

300 Amerikaner gefochten hätten; jene ließen 124, diese 34 Todte auf dem Platze zurück, Gibson ward selbst verwundet. In mehren auf einander folgenden Gefechten wurde er von einer feindlichen Kugel getroffen, so daß der alte Mann fünf Schußwunden aufzuweisen hat. Das Ende seines Kämpfens und Strebens war, daß er 70,000 bis 80,000 Dollars im Vermögen hat und daß seine urbaren Felder sich meilenweit erstrecken.

Ein zweites Beispiel des Emporkommens durch Viehzucht ist ein Herr Flott, der vor zehn Jahren gar nichts besaß und jetzt 10,000 bis 12,000 Dollars im Vermögen hat.

Wer die Viehzucht in großem Maßstabe treiben will, der muß auf die Prairie hinausziehen; im Hügellande hält es schon schwerer, Futter für große Heerden zu ziehen, namentlich da die Plätze, welche sich besonders zur Viehzucht eignen, bereits angebaut sind und deshalb nur in kleineren Parcellen angekauft werden können. Auf der Elkhorn-Prairie, 4 deutsche Meilen von hier, sind noch Tausende Acker Congreßland, auf denen europäische Ansiedler bedeutendes Vermögen erwerben könnten, wenn sie dieselben in Viehweide legten.

3. Das Schwein. Nirgends in der Welt sieht man die Schweine so umherlaufen, wie in Amerika; in den volkreichsten Straßen großer Städte, in den Wäldern und Feldern, überall begegnet man Schweinen.

Die in Missouri am häufigsten verbreitete Race ist kurzbeinig und von dünnem Haar, so daß sie sich sehr von der deutschen Race unterscheidet. Die Sau wirft gewöhnlich nur 3 bis 5, selten aber mehr Junge; sie wirft zweimal des Jahres.

Die Farmer lassen ihre Schweine das ganze Jahr hindurch im Walde umherlaufen, füttern sie aber dann und wann an einem bestimmten Platze, damit sie ihrer

habhaft werden können, wenn sie einige zum Mästen aussuchen wollen. Es ist erstaunlich, welchen Ortssinn die hiesigen Schweine an den Tag legen; meilenweit streifen sie in den Wäldern umher, ohne sich jemals zu verirren; sie kennen den Ruf ihres Herrn vollkommen genau und laufen auf denselben in gestrecktem Galopp herbei, folgen ihm auch, wenn er ausgeht, und zeigen durch ihr Springen und Hüpfen an, daß sie ihn kennen. Ich kaufte im verwichenen Sommer eine Sau, die in Portland groß geworden war, und ließ sie mehre Monate umherlaufen, ohne mich im geringsten um sie zu kümmern; als die Kälte im Herbst eintrat, gab ich ihr dann und wann einige Aehren Korn, damit sie mich kennen lerne. Die Folge hiervon war, daß sie mir auf die Farm hinaus folgte, wenn ich dort etwas zu thun hatte, und wieder mit in die Stadt zurückkehrte. Da sie auf der Farm immer reichliches Futter fand, so machte sie nach und nach häufigere Spaziergänge hinaus, meldete sich aber jeden Morgen bei meinem Wohnhause an. Später wendete sie meinem Bruder ihre ganze Liebe zu, so zwar, daß sie ihm auf der Spur nachfolgte, wie ein Hund. Als wir auf die Farm hinauszogen, war die Sau nicht zu finden, wir dachten aber, daß sie uns bald aufsuchen würde, und hatten uns hierin auch nicht geirrt, denn nach vierzehn Tagen kam sie an und verließ seit diesem Tage nicht mehr die Farm. Wenn mein Bruder sie füttert, so springt sie grunzend um ihn herum, wirft den Kopf hin und her und macht die possierlichsten Manöver.

Es ist buchstäblich wahr, daß das Vieh sich hier selbst hütet und pflegt, und daß einige wenige Aehren Korn, die man seinem Vieh vorwirft, vollkommen hinreichen, es an's Haus zu gewöhnen. Von allen Hausthieren geräth das Schwein aber am besten; der Wald ist voll nährender Eicheln und Wallnüsse; in den Wiesen und Feldern wach-

sen unzählige Wurzeln, die das Schwein aus der Erde wühlt, so daß der Farmer nur in der äußersten Kälte und wenn hoher Schnee liegt, sich um seine Heerde zu kümmern braucht.

Erfordert das Schwein nun fast gar keine Pflege, so bringt es trotzdem, daß es seine Nahrung selbst suchen muß, dem Besitzer doch mehr ein, als irgend ein anderes Hausthier.

Es kauft z. B. ein Ansiedler 3 Mutterschweine, die kurz darauf werfen sollen, so zahlt er für das Stück 6 Doll. . .	18 Dollars.
Den Sommer über kosten sie gar nichts, bringen aber 12 Ferkeln; im Spätherbst oder Winter bringen sie abermals 12 Ferkeln, und der Unterhalt der Heerde von 27 Schweinen soll, hoch gerechnet, 9 Dollars kosten	9 =
so ist die Gesammt=Ausgabe in einem Jahre	27 Dollars.

Nach Verlauf des ersten Jahres hat der Ansiedler nun 12 Ferkeln, die ein Jahr alt sind, und diese sind werth . . .	12 Dollars.
Ferner 12 Ferkeln von 6 Monaten . .	6 =
	18 Dollars.

Die 3 Mutterschweine werden mit 18 Bushel Korn gemästet, es wiegt jedes wenigstens 250 Pfd., à 4 Cent das Pfund, sind also jedes 10 Doll. werth, macht	30 Doll.	— Cent.
Die 18 Bushel Korn kosten 25 Cent pr. Bushel, mithin	4 =	50 =
	25 Doll.	50 Cent.

Es bleiben demnach dem Farmer, nachdem er für 13 Doll. 50 Cent Korn verwerthet hat, 24 Ferkeln und 12 Dollars baar übrig.

Im nächsten Jahre ist der Vortheil begreiflich ein weit größerer, denn statt dreier Mutterschweine hat der Farmer jetzt 6, vorausgesetzt, daß unter den einjährigen Schweinen die Hälfte Eber und die andere Säue waren; statt dreier Schweine hat er aber auch 6 zu schlachten, so daß seine Einnahme aus den Schweinen mindestens 80 Doll. beträgt.

Dem deutschen Bauer mag obige Berechnung unwahrscheinlich vorkommen, sie ist deshalb aber nicht minder richtig und wahrheitsgetreu. Ich habe absichtlich den Werth der fettgemachten Schweine niedrig angegeben, indem ich ihr Gewicht nur zu 250 Pfund annehme; es kommt aber häufig vor, daß ein fettes Schwein 300, 400 und selbst 500 Pfund wiegt, was dann allerdings einen ganz andern Preis geben würde.

Die Preise der Lebensmittel wechseln in Amerika häufiger und in größerem Maaße, als sonst irgendwo. So kostete z. B. vor vier Jahren ein Pfund Schweinefleisch 1 bis 1½ Cent, jetzt kostet es 4 bis 4½ Cent und in wenigen Jahren fällt es vielleicht wieder auf 1 Cent herab. Ich erwähne dieß absichtlich, damit Niemand mir Vorwürfe machen kann, wenn er andere Preise antrifft, als ich hier angegeben habe. In diesem Augenblick bezahlt man im Missouri-Staat das Pfund Schinken mit 12½ Cent und das Pfund Schweineschmalz mit 10 Cent. Es würde daher ein Farmer, welcher eine bedeutende Quantität Schweine fett gemacht hat, ein außerordentlich gutes Geschäft machen, wenn er sie selbst schlachtete, die Schinken räucherte und die Speckseiten in Fett ausließe.

4. Das Huhn. Während der heißen Jahreszeit ist es immer eine schwierige Aufgabe, Eßwaaren und be-

sonders Fleisch frisch zu erhalten; es sucht deswegen Jedermann so viele Hühner groß zu ziehen, als er zur Ernährung seines Hausstandes für die Sommermonate braucht, und die natürliche Folge hiervon ist, daß man in Amerika eine unzählige Menge von Hühnern antrifft. Begreiflich können aber in den großen Städten nicht so viele Hühner gezogen werden, als die Einwohner bedürfen; es durchwandern deswegen die sogenannten Pedlar oder Aufkäufer das Land und kaufen Tausende von Hühnern ein, die sie nach St. Louis und New-Orleans bringen und dort mit großem Vortheil verkaufen. In manchen Gegenden hat wieder die eifrige Nachfrage nach Hühnern zur Folge gehabt, daß ihrer Pflege besondere Sorgfalt gewidmet wird, und es sollen eigene Etablissements bestehen, in denen 200,000 Hühner gehalten werden. Ich glaube, daß mit der Hühnerzucht viel Geld zu verdienen ist und habe deswegen eine Colonie von 5000 Stück gegründet, die sich bis jetzt sehr wohl befindet. Es wird Manchen interessiren, die Berechnung kennen zu lernen, die meiner Hühnerzucht zu Grunde liegt, und ich nehme keinen Anstand, sie vorzulegen.

Der stehende Preis für ein Dutzend Küchen ist im Frühjahr 1¹/₂ Dollar, im Sommer 1¹/₄ Dollar und im Herbst 1 Dollar. Diese Preise werden sowohl von den Stadtbewohnern, als auch von den Dampfschiffen bezahlt; in St. Louis und New-Orleans wechseln die Preise indessen sehr, indem ein Huhn daselbst bisweilen mit 15 und ebenso oft mit 50 und 75 Cent bezahlt wird.

Der Preis der Eier schwankt zwischen 5 Cent und 30 Cent pr. Dutzend und richtet sich begreiflich ganz nach der Jahreszeit.

Alte Hühner kosten im Dutzend (man bekommt zu 11 Hühnern stets einen Hahn) gewöhnlich einen Dollar.

Meine Berechnung für die Hühnerzucht ist nun folgende.

Fünftausend Hühner haben mir gekostet	500 Dollars.
Zehn Hühnerhäuser	300 „
Einfriedigung von zwei Acker Land .	60 „
Futter für 5000 Hühner mit ihren Kücken, nach den Erfahrungen der Amerikaner auf 3/4 Dollar für jede Henne mit ihren Kücken angeschlagen*) . . .	3750 „
Summe der Ausgaben:	4610 Dollars.

Wahrscheinliche Einnahme:

Viertausend fünfhundert Hühner legen jedes hundert Eier oder 8 Dutzend; 36,000 Dtzd. Eier zum Durchschnittspreise von 10 Cent pr. Dtzd. bringen	3600 Dollars,
Viertausend fünfhundert Hühner bringen ebenso viele Dutzend Kücken, à 1 Doll., macht	4500 „
	8100 Dollars.

Angenommen nun, daß 25 Prozent der Eier und 25 Prozent der Kücken zu Grunde gehen, so blieben immerhin 6075 Dollars als Einnahme übrig.

Die Hühner werden hier mit türkischem Korn gefüttert; den Jungen giebt man in den ersten 3 Wochen Mehl, welches man selbst auf einer Handmühle aus Korn mahlt. Es gehören indessen zu einer solchen Anlage ein trockenes, der Sonne nicht zu stark ausgesetztes hochliegendes Land, fließendes Wasser, luftige Ställe, eine gute Umzäunung und vor allen Dingen mehre gute Hunde, welche die Waschbären, Beutelratten, Eulen und Habichte verscheuchen. Man

*) Dieser Annahme liegt der gewöhnliche Preis von 25 Cent pro Bushel zum Grunde; dieser Preis ist aber durchaus nicht stabil, denn es kostet jetzt der Bushel Korn 40 Cent.

darf ferner nicht weit von der Stadt wohnen, damit man die Eier frisch absetzen kann, oder man muß einen Keller haben, in welchem man sie aufbewahren kann. Wer aber nicht Gelegenheit oder Lust daran findet, eine ausgedehnte Hühnerzucht zu treiben, der kann schon aus einer kleinern Zahl einen artigen Gewinn ziehen.

Es werden an vierfüßigen Hausthieren hin und wieder Schafe, und an zahmem Geflügel Enten, Gänse und Kalkuten gezogen.

Da die herumstreifenden hounds (Jagdhunde) den Schafen sehr zusetzen und eigentliche Heerden nicht existiren, so können die Schafe nur als Schlachtvieh in Betracht kommen. Man kauft bei Portland einen feisten Hammel für 1¼ bis 1½ Dollar und erhält in St. Louis 3 Dollars wieder; ein Schaf kostet 1 Dollar und wird in St. Louis für 2 bis 2½ Dollars verkauft.

Das eben genannte zahme Geflügel wird hier wenig gezogen, weil es den Farmern zu viel Schaden im Korn anrichtet. Gänsezucht müßte sich noch am besten bezahlen, da ein Pfund Federn 30 bis 35 Cent kostet, die Gans selbst aber mit 25 bis 30 Cent bezahlt wird.

Alles Vieh ohne Ausnahme gedeiht bei weitem besser und rascher als in Deutschland; man hat nicht die viele Schererei mit der Wartung, hat die Jungen nicht vor Regen, die Alten nicht vor der Kälte zu schützen, hat mit Seuchen und Krankheiten nicht viel zu schaffen — es ruht hier wirklich Gottes Segen auf Pflanzen und Thieren.

Ich kann dies Kapitel nicht schließen, ohne des treuesten und verständigsten aller Hausthiere, des **Hundes**, zu gedenken; was der sorgsamste Hirte, der muthigste Wächter in Deutschland übt, das leistet hier der Hund. Schreit ein Huhn laut auf, so eilt der Hund herbei und bekämpft den Waschbären so gut wie den Raubvogel; kehrt das Vieh nicht heim, so wird der Hund fortgeschickt,

es herbeizutreiben; die ganze Nacht hindurch patrouillirt er im Obstgarten und im Hühnerhofe, im Pferdestall und im Kornfelde; kein Feind ist ihm zu stark und bissig, keiner ist ihm zu listig, keiner vermag ihn zu ermüden. Tage und Nächte lang liegt der Hund vor einem hohlen Baume, in welchem er eine Beutelratte oder einen Waschbären entdeckt hat, und harret geduldig bis sein Herr herbeikommt, um das Raubthier zu tödten; — kurz er leistet, was der treueste redlichste Diener nur zu leisten vermag.

Wenn Morgens und Abends die Kühe heimkehren, um gemelkt zu werden, so halten die Hunde Wache, damit die Schweine den Kühen das Futter nicht wegfressen, das ihnen vorgeworfen wird; das Schwein ihres Herrn beißen sie niemals — ein fremdes hingegen zerzausen sie jämmerlich. Wenn unter eine Heerde von 50 bis 100 Schweinen ein fremdes Schwein geräth, so erkennen die Hunde es sofort und ruhen nicht, bis sie es niedergerissen haben.

Alle Hunde sind sich in dieser Beziehung gleich; der Hühnerhund und der Pinscher, der Bulldogg und der Windhund, ein jeder von ihnen kennt seines Herrn Vieh und vertheidigt es mit Aufopferung seines Lebens. Es sind auch fast alle Hunde zur Jagd zu gebrauchen; sie jagen die Fasane, Partridge, Hasen u. s. w. in die Bäume und bellen, bis der Jäger herankommt. Ich besitze eine Hündin, die ich selbst groß gezogen, aber nicht dressirt habe, weil ich glaubte, daß sie sich zur Jagd nicht eignen würde. Zufällig schoß ich einige Partridges, als die Hündin mit mir ausgegangen war; sie apportirte ein Huhn nach dem andern, benahm sich überhaupt ganz wie ein dressirter Hund; später überzeugte ich mich, daß fast jeder hiesige Hund gleiche Fähigkeiten besitzt. Als meine Hündin vor einiger Zeit Junge warf, ließ ich zwei junge Katzen an ihr saugen; sie ließ sich dieß ohne Umstände gefallen.

Es zeigen überhaupt alle hiesigen Hausthiere bei wei-

tem mehr Treue und Anhänglichkeit, mehr Ortssinn und gegenseitige Verträglichkeit als in Europa; sie werden nicht in Ställen festgebunden, nicht zu einer Menge unnützer Künste abgerichtet — sie werden im Gegentheil in vollster Freiheit erzogen, zum Theil auf sich selbst angewiesen, und von den Menschen gezähmt, gefüttert und gebraucht, wozu ihre Fähigkeiten sie verwendbar machen. Das mildere Klima hat unstreitig auch einen großen Einfluß auf die Thiere; sie sind lebhafter, munterer und flinker, als ihres Gleichen in Deutschland; eine Kuh setzt ohne Bedenken über eine Barrière von vier Fuß; ein Ackergaul springt aus freiem Antriebe, ohne gejagt zu werden, 6 bis 7 Fuß hoch.

Die Leichtigkeit, mit welcher man hier sein Vieh füttert und groß zieht, seine rasche Vermehrung, der gute Preis, den man überall dafür erhält, machen die Viehzucht im Missouri-Staate zu einem angenehmen und einträglichen Geschäft.

10.

Allgemeine Rathschläge für Auswanderer.

Die kurzen Mittheilungen, welche ich in den vorhergehenden Kapiteln über den Missouri-Staat gegeben habe, werden in meinen Lesern die Ueberzeugung erweckt haben, daß die Natur den hiesigen Landmann freigebig unterstützt, indem sie ihm in der That fast Alles reicht, wessen er bedarf. Man sollte daher glauben, daß die hiesigen Farmer es in ihrem Interesse finden würden, der Natur durch Fleiß und Arbeit zu Hülfe zu kommen, um dem Boden reiche Erndten abzugewinnen, es ist aber leider das Ge-

gentheil der Fall. Die Amerikaner sind durch das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens verwöhnt; es wächst und gedeiht Alles ohne besondere Pflege, der Farmer hat wenig Bedürfnisse und seinen unbedeutenden Bedarf kann er fast ohne zu arbeiten verdienen — wozu also sich viel Mühe geben? Zudem steigen die Farmen durch die Einwanderer jährlich im Preise, der Farmer hat also nicht nöthig, besondere Verbesserungen an seinem Besitz zu machen, um ihn nach wenig Jahren mit großem Gewinn losschlagen zu können.

Die deutschen Farmer im Missouri-Staat sind durchschnittlich wohlhabender als die Amerikaner, und dieß nur dadurch, daß sie fleißiger und thätiger sind, und ganz besonders, weil sie arbeitsame Hausfrauen haben. Bedenkt man, daß die meisten Deutschen, welche hierher ausgewandert sind, ohne Vermögen den amerikanischen Boden betreten haben, und sieht man, wie vortheilhaft ihre Besitzungen sich vor denen der Amerikaner auszeichnen, so kann man sich des freudigsten Stolzes über die braven Landsleute nicht enthalten. Ich besuchte erst heute Nachmittag einen Braunschweiger, der nahe bei mir wohnt. Er zog vor einem Jahre mitten in den Urwald, hatte nicht einen Pfennig an baarem Gelde, wohl aber eine Menge Schulden, und konnte das Vierzig-Ackerstück, das er urbar machen wollte, nur auf Credit kaufen. In diesem einen Jahre hat der Braunschweiger, der noch dazu einen lahmen Fuß hat, ein Haus gebaut, eine Kuh und mehre Schweine gekauft, ein großes Stück Wald gerodet und mit 3000 Fents-Riegeln eingefriedigt und daneben seine Schulden und 40 Dollars von dem Kaufpreise der Farm abbezahlt. Er legt in diesem Frühjahr einen Obstgarten an und läßt sich 50 edle Obstbäume kommen. Die Farm, die vor einem Jahre 50 Dollars kostete, ist jetzt nicht unter 250 bis 300 Dollars zu kaufen.

Aehnliche Beispiele giebt es unzählige; es gehen Briefe nach Deutschland, in denen die günstigen Erfolge in den hellsten Farben geschildert werden, und dadurch lassen eine Menge Menschen sich verleiten, ihre Heimath gegen Amerika zu vertauschen, die dann an Ort und Stelle erst zu der Ueberzeugung kommen, daß sie lieber hätten zu Hause bleiben sollen. Soweit ich die Bücher habe kennen lernen, welche über Amerika geschrieben sind, enthalten dieselben*) parteiische Schilderungen, und sonderbar genug, hat gerade der ehrliche Duden, welcher nur Erlebtes und Wahres in seinem Bericht über eine Reise nach dem Westen von Nord-Amerika sagt, das Schicksal gehabt, hier eine Zeit zu erleben, die durchaus nicht maaßgebend ist. Seine Erfahrungen über das Klima, die Milde des Winters u. s. w. sind ebenso außergewöhnlich, wie die sein würden, welche ein Amerikaner in dem Winter 1852 und 1853 in Deutschland und Frankreich gemacht haben könnte. Da es meine Absicht ist, meinen Landsleuten, und zwar dem ärmern, ungebildetern und daher dem Betrug und der Täuschung am meisten ausgesetzten Theile derselben, womöglich ein wahres und richtiges Bild **dessen** zu geben, was ihrer hier harrt, so glaube ich am richtigsten zum Ziele zu kommen, wenn ich Ihnen meine eigenen Erlebnisse mittheile. Es können dieselben allerdings nicht maaßgebend sein für alle Fälle; sie könnten aber doch den Beweis liefern, daß Einwanderer **ohne Vermögen gewöhnlich gänzlich zu Grunde gehen, und daß die, nicht an harte Arbeit gewöhnten Einwanderer ein ziemlich bedeutendes Kapital besitzen müssen, wenn sie nicht großes Elend ertragen sollen!**

Es ist heute gerade ein Jahr her, daß ich in einer

*) Mit Ausnahme des „Handbuchs für Auswanderer von G. v. Roß". D. Herausg.

kleinen Stadt Oesterreichs meinen Koffer für die Reise nach Amerika packte. Ein elender, halb verhungerter „Fleckausbringer“ bat mich mit Thränen im Auge, ich möchte ihn und seine sieben halbverhungerten Kinder mitnehmen. Ich machte ihn auf das Wahnsinnige seines Vorhabens aufmerksam, er entgegnete aber „Kinder sind in Amerika ein Kapital; hier muß ich verhungern, dort wäre ich ein reicher Mann, nehmen Sie mich doch um Gottes Willen mit.“

Wenn ich auch sonst nie einen Fleckausbringer habe kennen lernen, so sind mir doch schon eine Menge kümmerlicher Wesen begegnet, die von nichts anderm sprachen, als von einer Auswanderung nach Amerika. „Sind wir erst drüben“ — so sagen sie Alle — „so sind wir geborgen; da giebt es deutsche Hülfs-Vereine, der amerikanische Staat giebt das Land umsonst, und voriges Frühjahr sind drei aus unserer Gegend fortgegangen, die schreiben, wir sollten nur Alle nachfolgen, es wäre wunderschön da drüben.“

Ich habe auch gebildete Menschen von dem herrlichen Loose eines Farmers in Amerika sprechen hören; entlassene Beamte und Offiziere, arme Bürger und Handwerker, politisch Unzufriedene — kurz Menschen aller Stände. Sie wollten Alle in Amerika ihr Glück machen, kein Vermögen und keine Arbeitsfähigkeiten mitnehmen, aber doch in kurzer Zeit reich werden. Misräth in einer Familie ein Sohn, wird er ein Taugenichts und Thunichtgut, so geben Vettern und Basen den Rath „schickt ihn nach Amerika“, und so ist und bleibt Amerika das Land, wo ein Jeder gebratene Tauben und gedeckte Tische findet!

Kurz bevor ich Europa verließ, kaufte ich Bromme's Werk über Amerika und studirte die Briefe des Pastor Kröger in Davenport, Iowa State. In beiden fand ich zu meiner großen Zufriedenheit die Versicherung, daß man mit einem Kapital von 1000 — 1500 preußischen Thalern hier ein gemachter Mann wäre, und ich ging am 1. Mai

1852 wohlgemüth zur See, nachdem ich erst die schönsten Empfehlungen des Hamburger-Vereins für Auswanderer zu mir gesteckt hatte.

Das Schiff, das ich zur Ueberfahrt gewählt hatte, war das ganz neu gebaute Packet-Schiff Sir Robert Peel, dem Herrn Slomann in Hamburg gehörend und von Knorr und Holtermann ausgerüstet. Gleich am ersten Tage hörte ich bittere Klagen an Bord; es stand nemlich auf den gedruckten Zetteln der Agenten Knorr und Holtermann, daß in den Kajüten vortreffliches Essen gereicht würde; statt dessen mußte die Gesellschaft der zweiten Kajüte die, übrigens sehr gute Kost des Zwischendecks verzehren. Ein preußischer Apotheker, der mit einer sehr kranken Frau und zwei Kindern durch obige falsche Angabe verleitet worden war, die 2. Kajüte zu wählen, schimpfte auf der ganzen Reise mehr Flüche über Knorr und Holtermann, als ich je von einem Menschen habe ausstoßen hören.

Die Plätze in der ersten Kajüte waren zwar nicht so glänzend, wie Knorr und Holtermann sie in ihren Plakaten schilderten, aber doch immerhin recht gut und bequem. Es bewohnten je zwei Passagiere Eine Koje, d. h. einen Raum, der gerade so breit war, daß ein Mensch neben seinem Bett stehen konnte, wenn die Thür zur großen Kajüte zugemacht war. Die beiden über einander angebrachten Betten waren so schmal, daß ein korpulenter Mensch nicht Platz gefunden hätte; außerdem waren sie steinhart, hatten nur ein kleines Kopfkissen und zwei dünne Pferdedecken aufzuweisen, unter denen man die jämmerlichste Kälte ausstand. Diese „bequem eingerichteten Kojen" hingen wie Kanarienheckbauer zu beiden Seiten der großen Kajüte, in welcher die Passagiere der ersten Kajüte frühstückten, Mittagsbrod einnahmen und sich nach Belieben aufhielten.

Das, in reichlichster Fülle aufgetragene Essen war

einfach aber sehr gut und reinlich, das Trinkwasser hingegen war ungenießbar, und da kein Bier an Bord war, so litt mancher von den Passagieren, der an Häringe, gelbe Erbsen und gesalzenen Speck nicht gewöhnt war, bisweilen argen Durst.

Die zweite Kajüte war bei weitem trauriger eingerichtet, als die erste, denn abgesehen davon, daß ihr die Leckerbissen der ersten Kajüte versagt waren, entbehrte sie der Seitenkojen, und diente sämmtlichen Passagieren — Herren und Damen — zum Schlaf-, Wohn- und Rauchzimmer. Die an den Seitenwänden angebrachten Bretter, die wie breite Bücherreale aussahen, führten den Namen von Betten und dienten immer zwei Personen auf Einmal zum Schlafraum. Ein großer Tisch füllte den Raum zwischen diesen Betten aus und diente zu sehr verschiedenen Zwecken; während ein Passagier sich ein Stück Butterbrod schmierte, rieb der andere Rasierseife, während ein Dritter sich das Gesicht wusch, um die Spuren der eben erlebten Seekrankheit zu verwischen, bemühte sich ein Vierter seine Stiefeln zu putzen, und Butter und Brod, Bartseife, Waschbecken, Schnürleibchen, Strümpfe und Stiefeln, Schinken, Wurst und schmutzige Hemden — Alles lag in buntem Gemisch auf der Allerweltstafel der zweiten Kajüte. Die unglückliche Apothekersfrau litt bei diesem Wirrwarr unsäglich; sie war fortwährend seekrank, übergab sich viele hundert Male und seufzte bitter über den Tabacksqualm eines abscheulichen Judenjungen, der wiederum seiner Seits das Uebelbefinden der Apothekersfrau unausstehlich fand.

Diese zweite Kajüte war aber ein Elysium, ein siebenter Himmel gegen das Zwischendeck. Eine schmale dunkle Treppe führte in diesen unterirdischen Raum, der von 250 Menschen bewohnt wurde und nur durch eine Lucke Licht erhielt, die bei schönem Wetter geöffnet werden

konnte. Zweihundertundfünfzig Menschen in einem dunklen Raum sieben Wochen lang eingefercht, Greise, Kinder, kranke Weiber, betrunkene Männer, zu Vieren in einem Bette und die Seekrankheit als treue Begleiterin durch die vollen sieben Wochen! Die buntesten Jahrmarktsbilder, das Eckelhafte einer schmierigen Kneipe, die Stickluft eines Bierhauses und Schneiderzimmers, das Gestöhne und Gejammer eines Lazareths — Alles trat einem in diesem Raum entgegen. Ich sehe noch im Geiste eine schneeweiße Greisin vor mir, die einen blödsinnigen, unaufhörlich thierisch grunzenden Enkel mit ihren schwachen Händen fütterte. Hochschwangere Weiber, Wickelkinder, Trunkenbolde, liederliche Dirnen und liederliche Jungen, kummergebeugte Familienväter — Alles war in reicher Zahl vertreten. Es fehlte sogar nicht an Spekulanten auf dem Schiff; ein alter schuftiger Kerl aus Wiscounsin war nach Deutschland gegangen, um Ansiedler zu werben; seine Bemühungen hatten guten Erfolg gehabt, es gingen den Getäuschten aber schon auf dem Schiffe die Augen auf, und soweit durch Faustschläge Rache geübt werden kann, wurden diese dem Spekulanten beigebracht.

Ich unterhielt mich vielfältig mit den Zwischendeckspassagieren über ihre Aussichten und Hoffnungen. Einige hatten ziemlich bedeutendes Vermögen, — es waren dieß Bauern aus Thüringen, die nach Wiscounsin zogen; die meisten hatten aber kein Geld und keinen Plan — sie wollten eben nur nach Amerika! Da ich wußte, daß sie in New-York von den sogenannten Loafern auf das Abscheulichste betrogen werden würden, so bat ich meine Reisegefährten, sich vor diesem Gesindel in Acht zu nehmen; sie gelobten Alle treu zusammen zuhalten und unter keiner Bedingung mit dem Spitzbubengesindel sich einlassen zu wollen.

Nach einer Fahrt von sieben Wochen erreichten wir endlich den, über alle Beschreibung prachtvollen Hafen

von New-York. Alles wusch, kämmte und putzte sich, die Kisten und Koffer wurden geschlossen, das Herz schlug in mancher Brust lebhafter, denn das Land der Hoffnungen lag prangend im Sonnenscheine da, und es sollten nun all die goldenen Träume von Reichthum und Glück in Erfüllung gehen! Kaum waren wir in den Hafen eingelaufen, als kleine niedliche Boote heransegelten, aus denen uns wohlgekleidete Herren zuriefen: „Wie lange zur See? Sind viele Bayern an Bord? Niemand aus Leipzig hier?" — Ja hier! rief Einer, „ich bin aus Würzburg" jauchzte ein zweiter von den Passagieren und in der nächsten Minute hatten sich Landsleute gefunden, d. h. mit andern Worten, hatten die Männer in ihren Booten eine Zahl Schlachtopfer bethört, die sie in New-York aussaugen und dann bettelarm in die weite, weite Welt hinausstoßen konnten.

Wir legten an der Quarantaine an, und wurden von einem amerikanischen Arzt besucht. Er fand Alles wohl bis auf die Greisin im Zwischendeck, die an „Altersschwäche" im Sterben lag. Die große Humanität und unerschöpfliche Herzensgüte des Schiffskapitains Herrn Wienholtz, seine Sorge für die Kranken und die guten, aber freilich höchst einfachen Lebensmittel, welche er den Passagieren reichen ließ, hatten gewiß viel zu dem ausgezeichneten Gesundheitszustande der Passagiere des Sir Robert Peel beigetragen. Möchte dieser brave, unerschrockene, biedere Mann unter seinen Reisegefährten niemals Jemanden finden, der seine Herzensgüte und Menschenliebe weniger anerkennt als ich, und möchten die Kapitaine der Auswandererschiffe dem braven Wienholtz gleichen.

Neben unserm Schiffe lagen mehre englische Schiffe, auf denen die Blattern schrecklich gewüthet hatten; die Passagiere — fast lauter Irländer und Deutsche klagten über alle Maaßen; sie hatten während der Reise ihr Essen

sämmtlich an Einem Herde kochen müssen, und da Seekrankheit und natürliche Blattern Viele hieran verhindert hatten, die Schwächern auch von den Stärkern vom Feuerherde weggetrieben waren, so hatte sogar der Hungertod seine Opfer unter ihnen gesucht. Eine Reise in dem Zwischendeck eines englischen Auswandererschiffes muß das Fürchterlichste sein, was ein Mensch erleben kann, und dennoch gehen jährlich Tausende von Deutschen nach England, um von dort nach Amerika geschifft zu werden!

Nachdem der Arzt das Schiff verlassen hatte, erstiegen die Loafer die Seitenwände gleich einer Bande von Seeräubern. Diese Loafer sind die abscheulichste Gattung von Seelenverkäufern, die es geben kann; sie gehen auf die Auswanderer-Schiffe und überreden die eben Angekommenen, sich ihrer Leitung zu überlassen, versprechen gute und billige Quartiere, schnelle Reisebeförderung u. s. w., sind aber in der That nur die Handlanger der verrufenen Diebshöhlen in der Greenwich-Straße, welche sich deutsche Gesellschaften u. s. w. nennen. Diese Gauner sind so abgefeimt, wie man sich nur einen Gauner denken kann. Mit der biedersten Herzlichkeit treten sie an das unglückliche Schlachtopfer, dessen Vaterland sie schon am Dialekt erkannt haben, und flüstern ihm zu: „Nehmen Sie sich vor den Leuten dort in Acht, es sind Betrüger". Kaum hat der Loafer dieß gesagt, so blickt er gleichgültig um sich her, und meidet scheinbar jedes weitere Zwiegespräch mit seinem Opfer. Dieß sieht sich aber von allen Seiten von Dieben und Spitzbuben umgeben, kennt nur einen einzigen Menschen, dem zu trauen ist, und wendet sich vielleicht grade an den allergrößten Spitzbuben, der ihm vor wenig Minuten so herzlichen guten Rath gab.

Meine Reisegefährten waren nach Verlauf einer halben Stunde von den Loafern zum Mitzehen in gute

und bequeme Wohnungen überredet — also sämmtlich in den Händen von Schurken. Ich traf schon am folgenden Tage einen Mann aus dem Zwischendeck, der gänzlich ausgeplündert war und mich um Geld ansprach. Er war, seiner Aussage zufolge mit mehren Reisegefährten in ein Haus der Greenwich-Straße gekommen und habe Abends aus Freude über seine glückliche Ankunft in New-York vielleicht ein Glas zuviel getrunken; zuletzt seien Alle ein wenig angetrunken gewesen, es sei — er wisse selbst nicht wie — Zank und Prügelei entstanden und er habe sich am Schluß dieses Trauerspiels zerschlagen und gänzlich bestohlen in der Gosse vor dem Wirthshause befunden. Seine Uhr und seine Börse mit ungefähr 100 Dollars waren ihm während der Prügelei entwendet. Während der 4 Tage, die ich in New-York blieb, traf ich vielleicht dreißig bis vierzig meiner Reisegefährten wieder; sie jammerten Alle über die Abscheulichkeiten, die sie hatten erdulden müssen. Sie waren wie eine Heerde Vieh mit ihren Effekten an's Land gesetzt worden und hatten sich in der großen fremden Stadt, wo nur wenige Leute Deutsch sprechen, natürlich nicht zurecht finden können, hatten auch aus Furcht vor den Loafern ihre Kisten und Koffer nicht mögen stehen lassen. Allmählig war der Abend herangebrochen; das Zureden der Loafer, das Schluchzen der Weiber und Schrein der Kinder hatte endlich die stärksten Männer mürbe gemacht, und mit Seufzen hatten sie den Weg eingeschlagen, den die Loafer ihnen gezeigt hatten.

Zuerst waren sie natürlich in's Wirthshaus gekommen, wo der Loafer vom Wirth einen Dollar für jeden, ihm zugebrachten Gast ausbezahlt erhielt. Wer hier nun nicht gleich am ersten Abend ausgesogen war, der wurde Tags darauf an irgend ein Bureau oder eine Gesellschaft abgeliefert, die aus Rücksicht gegen die deutschen Brüder Fahrbillets für die Eisenbahnen und Dampfschiffe vorräthig

liegen hatten, die sie auch sehr bereitwillig an die deutschen Brüder verkauften.

Klingt es nicht wie ein Mährchen, wenn ich erzähle, daß diese Fahrbillets fast alle falsch sind? Ist es nicht fürchterlich zu denken, daß Deutsche sich in Amerika niederlassen, blos um Deutsche zu betrügen? Ganze Gesellschaften bestehen, deren einziger Zweck der ist, arme Einwanderer um die blutigen Groschen zu betrügen, die jene in Europa durch jahrelangen Fleiß zusammengescharrt haben, um in Amerika einen eigenen Herd aufschlagen zu können!

Als ich vor mehren Jahren einer Commission beiwohnte, welche im böhmischen Erzgebirge die, vom Hunger heimgesuchten Distrikte bereiste, und als ich damals einen Mann ohnmächtig werden sah, der nach 5tägigem Fasten den ersten Bissen Brod genoß, da glaubte ich, das Maaß irdischer Leiden kennen gelernt zu haben; aber alle Leiden der Welt sind nichts gegen die Leiden der betrogenen deutschen Auswanderer in Nord-Amerika. Ich sah in Buffalo am Erie-See einen armen deutschen Tagelöhner mit einer, dem Verhungern nahen Frau und 4 oder 5 Kindern an dem Bahnhofe sitzen. Ich fing ein Gespräch mit ihm an, und erfuhr denn nun, daß er schon 4 Wochen in Buffalo sitze; er habe nach Davenport in Jowa gewollt und sich die Fahrkarten in New-York gekauft; in Buffalo sei ihm mitgetheilt worden, daß seine Karten falsch wären, er habe für die Reise von Albany nachbezahlen müssen — und habe nicht Geld genug gehabt, um die Reise fortsetzen zu können. „Ich habe alle meine Kleider und Betten verkauft" sagte er schluchzend, „um den Hunger der Kinder zu stillen, jetzt habe ich nichts mehr, Du lieber barmherziger Gott!" —

Fast auf jeder Station von New-York bis Cincinnati habe ich ähnliche Gruppen gesehen; die armen Unglück-

lichen, denen es nicht einmal gegönnt war, ihr Leiden in einer verstandenen Sprache auszudrücken!

Vor einigen Monaten langten 400 Deutsche auf einem französischen Schiffe unweit New-York an; das Schiff war während der ganzen Fahrt leck gewesen, und hatte so elenden Proviant geführt, daß 16 Menschen vor Elend gestorben waren. Ein starker Wind hatte das schlechte Schiff genöthigt, in eine kleine Bucht einzulaufen; die Passagiere sprangen in die Boote und eilten an's Land um Lebensmittel zu kaufen; doch waren sie kaum an's Land gestiegen, als auch das Schiff, wahrscheinlich vom Kapitain angezündet, in Brand gerieth. Sämmtliche 400 Passagiere verloren ihre ganze Habe!

Lebten wir in der Zeit des Ritterthums, so würden die abscheulichen Verbrechen, welche hier an deutschen Auswanderern verübt werden, ihre Rächer finden, so gut wie die der Christensklaven in Nord-Afrika ihre Rächer fanden. Wir leben aber in der Spekulations- und Wucherer-Zeit, und da ist es ja ganz gleichgültig, wieviele Tausende jährlich im fernen Westen elend verschmachten, es leben ja die Agenten, Schiffsrheder — und Haifische ganz gut bei diesem Menschengeschäft.

Der tiefe Kummer, mit welchem mich die Leiden meiner Landsleute hier in Amerika erfüllt haben, ist eine Hauptveranlassung zu diesem kleinen Werke; ich bitte meine Leser, wenn sie mir sonst auch keinen Glauben beimessen wollen, mir doch das zu glauben, was ich hier über die Gaunerei gesagt habe, der sie ausgesetzt sind.

Es besinne sich ein Jeder wohl, bevor er auswandert; es ist leicht, ein Schiff zu besteigen und sich von Wind und Wellen nach Amerika treiben zu lassen; es ist aber nicht leicht, all den Schlingen zu entgehen, die Einem gelegt werden, es ist nicht leicht, sich in die hiesigen Verhältnisse hinein zufinden. Hat man hier seine Erwartungen

nicht in Erfüllung gehen sehen, ist das Geld nur für bittere Erfahrungen und eine ewige Trennung von der Heimath ausgegeben, dann kommt die Reue zu spät.

Es sollten nur kräftige, arbeitsfähige Menschen auswandern, die wenigstens soviel baares Geld besitzen, daß sie nach dem Westen, d. h. Missouri, Jowa und Wiscounsin gehen können. Ein jeder sollte sich in Europa ein Ziel setzen, das er hier erreichen will, und sollte sich niemals von Andern irre machen lassen, vielmehr mit eigenen Augen sehen, wie die Sachen stehen. Ist es nicht thöricht, seine Heimath zu verlassen, um in einer Entfernung von 2000 deutschen Meilen guten Rath, Brod und Freundschaft von Menschen zu verlangen, die man nie zuvor gesehen hat? die eine fremde, unverständliche Sprache reden? Wenn plötzlich ein Amerikaner ohne alles Vermögen in einer kleinen deutschen Stadt erschiene, und in gutem Englisch um Rath fragte, wie er sich am besten ernähren könne — was würde man ihm wohl antworten? Man würde über den sonderbaren Menschen, den Niemand verstände lachen. Wenn dieser Mann aber etwas Geld mit brächte, irgend ein Geschäft fleißig und geschickt betriebe, ohne lange um Rath zu fragen, so würde man dem entschlossenen charakterfesten Mann volle Achtung gewähren. Wie es dem Amerikaner gehen würde, so geht es dem Deutschen hier. Mag er nun betreiben was er eben gelernt hat, er kann immer ein reichliches Auskommen finden, wenn er nur thätig und fleißig ist; er geht aber elend zu Grunde, wenn er hülf- und rathlos ist. Es wandern eine Menge Knechte aus Deutschland aus, weil man in Amerika hohen Arbeitslohn zahlt; was erwarten aber diese Knechte? Meinen sie, daß sie im Stande sind irgend eine Arbeit zu verrichten, die hier von einem Knechte verlangt wird. Es möge doch mal ein deutscher Knecht versuchen, mit einem Pfluge zu pflügen, der keine Räder hat,

er möge mitten im Walde Furchen ziehen und dann türkischen Waizen säen! Es lernt sich dies freilich bald; es muß aber doch gelernt werden, und der Lohn, den ein Neuling erhält, ist natürlich unbedeutend.

Wenn aber ein tüchtiger Mann, der arbeiten kann und arbeiten will, hie herkommt und soviel Geld besitzt, daß er den Westen erreichen kann, so läßt sich hiergegen nichts einwenden; er wird in kurzer Zeit sein eigenes Häuschen, seine eigene Farm besitzen und zu einer Selbstständigkeit gelangen, die er in Europa niemals erreicht hätte. Es lassen sich sehr schwer allgemeine Rathschläge für Auswanderer geben, doch glaube ich folgende ertheilen zu dürfen.

1. Es gehe Niemand mit einem Englischen oder Französischen Schiffe.
2. Man gehe wo möglich über Boston, um das schreckliche New-York zu vermeiden.
3. Man nehme nur Wäsche und Stiefeln mit, denn alles Andere ist hier billiger und besser, als in Deutschland, und Kisten und Koffer hindern schrecklich auf der Reise.
4. Man lasse alle leinenen Hemden und baumwollenen Strümpfe in der Heimath, und versorge sich mit baumwollenen Hemden und wollenen Strümpfen.
5. Bedinge man sich (schriftlich) aus, daß man im Amerikanischen Hafen 3 Tage und 3 Nächte an Bord bleiben könne und frei verpflegt werde.
6. Arbeitsuchende richten ihre Reise so ein, daß sie frühestens im April und spätestens im August eintreffen.
7. Schwächliche, ganz Arme, die nur die Ueberfahrtskosten zahlen können und Arbeitsscheue mögen um ihrer selbst willen zu Hause bleiben.
8. Ein jeder gehe nach dem Ort Amerikas, wo er

einen Freund, Bekannten oder Verwandten wohnen hat; wer harte Winter liebt, der gehe nach Iowa und Wiscounsin; wer das Fieber nicht fürchtet, gehe nach Illinois und Indiana, und wer endlich ein mildes Klima aufsuchen will, der gehe nach Missouri oder Californien.

Zur nähern Begründung obiger Rathschläge, will ich folgendes anführen:

ad 1. Auf den englischen Schiffen besteht die Einrichtung, daß jeder Zwischendecks-Passagier ein gewisses Maaß und Gewicht von Lebensmitteln mit an Bord bringen und während der Reise selbst kochen muß. Zum gemeinschaftlichen Kochplatze für 500 bis 600 Passagiere ist ein großer Herd auf dem Deck errichtet, der aber begreiflich nur einer kleinen Zahl Raum bietet; stürmt es hart, so darf kein Feuer auf dem Herde angemacht werden, und die Passagiere müssen sich mit Brod und rohem Schinken begnügen. Bedenkt man nun, daß die deutschen Auswanderer oft Wochenlang in einem englischen Hafen liegen bleiben müssen, bevor das fragliche Schiff absegelt, erwägt man ferner, daß sie schon in England vielfältigen Betrügereien ausgesetzt sind, und daß sie mit einer Schaar diebischer trunk- und händelsüchtiger Irländer in das Zwischendeck eingefercht werden, so wird man mir beistimmen müssen, wenn ich behaupte, daß ein englisches Auswandererschiff für Zwischendecks-Passagiere eine ebenso traurige als schlechte Reisegelegenheit bietet. Erkrankt Jemand im Grauen des Zwischendecks, und hat er nicht Freunde und Angehörige, die sich seiner annehmen, so ist es ein Wunder, wenn er die Reise übersteht. Wem soll er seine Noth klagen? den Schiffsleuten, dem Kapitain und Steuermann? Sie verstehen nicht Deutsch. Wer soll für ihn kochen? Seine Landsleute? Sie danken ihrem Schöpfer, wenn sie selbst genug für sich und die Ihrigen haben, ein Fremder

geht sie nichts an. Es giebt nirgends auf der Welt weniger Nächstenliebe und mehr Selbstliebe, als auf einem Schiff!

Nicht ganz so arg, aber doch immer traurig genug ist die Ueberfahrt auf einem französischen Schiffe. Der Deutsche ist in der ganzen Welt der Gegenstand des Spottes und der Verhöhnung, und der Franzose ist ein unruhiger, streitsüchtiger Kumpan; daneben sind die französischen Seeleute roh und gefühllos, parteiisch für ihre Landsleute, und geben sogar vielfältig Veranlassung zu Mißhandlungen der deutschen Auswanderer.

Ich würde jedem Deutschen rathen, von Bremen oder Hamburg abzusegeln. Die Schiffe stehen unter Controle der Stadtbehörden; sie dürfen nur soviele Passagiere an Bord nehmen, als bequem untergebracht werden können, und müssen für 90 Tage Lebensmittel mitnehmen, wenn sie nach Nord-Amerika fahren. Im Durchschnitt sind die Kapitaine gutherzige ehrliche Leute; die Matrosen sind flinke mitleidige Burschen, so daß Jedermann Hülfe und Trost bei den Seeleuten finden kann. Auf Sir Robert Peel waren sämmtliche Matrosen brave gute Menschen; sie führten theilnehmend die seekranken Kinder und Frauen, brachten ihnen Erfrischungen und halfen wo sie konnten. Ich habe von vielen Auswanderern gehört, daß sie dieselbe Erfahrung gemacht hätten, und daß sie sich noch stets mit herzlicher Dankbarkeit der Seeleute erinnerten, die sie der neuen Welt zugeführt hätten.

Von den Zwischendecks-Passagieren verlangen die Agenten der deutschen Schiffe, daß sie ein eigenes Bett und eigenes Wasch- und Eßgeschirr mit an Bord bringen. Es sind derartige Bedürfnisse sowohl in Hamburg, wie auch in Bremen sehr billig zu haben; ich erinnere mich der Preise nicht mehr genau, glaube aber, daß für vier bis fünf preußische Thaler die ganze Ausstattung gekauft wird.

Es sollte billig Jedermann eine oder zwei dicke, starke Pferdedecken mitnehmen; sie thun auf der Reise selbst dem Eigenthümer sehr wohl und können ihm in Amerika von wesentlichem Nutzen sein. Wer es irgend kann, der nehme einige Flaschen gutes Bier und einige Roggenbrode mit, die mit etwas „Rum“ angemacht sind. Es giebt zwar kein Mittel gegen die Seekrankheit, ein Glas Bier und ein Stück gutes Brod sind aber Erfrischungen für den gepeinigten Magen, die ihres Gleichen nicht wieder finden. Ein Taugenichts aus Pommern, der mit mir die Reise machte, hatte gleich nach den ersten Tagen der Abfahrt den Reisegefährten Brod, Bier und Himbeeressig abgekauft, nach 3 Wochen verkaufte er eine Flasche, die er mit 12 Schillingen bezahlt hatte, für 3 Mark 12 Schillinge oder $1^1/_2$ preuß. Thaler.

ad 2. Die Stadt Boston hat vor nicht langer Zeit, eine Gesellschaft in's Leben gerufen, welche die Einwanderung der Europäer über Boston lenken und dafür sorgen soll, daß die grauenhaften Betrügereien in New-York vermieden werden. Die Verbindungen mit dem Westen sind mit Boston ebensogut hergestellt, als mit New-York, und es ist wirklich für Niemanden ein Vortheil mit einer Landung in New-York verknüpft. Die Reise über New-Orleans ist überall nur sehr Wenigen zu empfehlen, und zwar nur denjenigen, welche an den südlichen Ufern des Mississippi ihren Herd aufschlagen wollen. Gegen die Reise nach New-Orleans und den Mississippi hinauf sprechen: 1) die Stürme im Golf; 2) das gelbe Fieber in New-Orleans und 3) die schreckliche Fahrt auf den Dampfschiffen bis St. Louis. Im Allgemeinen halte ich eine Reise von Hamburg nach dem Westen Nord-Amerikas über Boston oder New-York für kürzer, billiger, gefahrloser und bequemer, als über New-Orleans.

ad 3. Es giebt eine Menge Menschen, die nicht

von einem Platz zum andern gehen können, ohne ihr halbes Hausgeräth mit zu nehmen; ein Auswanderer soll aber fast gar nichts mit sich führen als Geld, Wäsche und Stiefeln. Was man in Deutschland an Geräthschaften, Handwerkszeug, Hauseinrichtungen u. s. w., u. s. w. braucht und kennt, hat Alles hier andere Gestalt und Form. Bettzeug und Kleider sind hier aber so billig, daß es in der That der endlosen Plackereien nicht lohnt sie aus Europa mitzubringen. Etwas Anderes ist es mit Wäsche und Stiefeln. Beides bedarf man auf der Reise und beides ist hier 3 und 4 mal so theuer, als in Deutschland.

Daß es rathsam ist, Sämereien mitzuführen, habe ich schon früher erwähnt; ebenso sollte ein Jeder ein Gewehr oder eine Büchse mitnehmen, und Landleute dürften es nie unterlassen die eisernen Bestandtheile einer Häckerlinglade mitzubringen.

ad 4. Das hiesige Klima erfordert, daß man alle Leinenwäsche gegen Baumwollene vertausche. Oft tritt während der heißesten Tageszeit ein kalter Wind ein, der urplötzlich die Temperatur um 10 bis 20 Grade herabstimmt; hätte ein, im Freien arbeitender Mann bei einem solchen plötzlichen Wechsel leinenes Zeug an, so würde er sich gar sehr erkälten und gewiß noch am selbigen Tage das Bett suchen müssen. Die wollenen Strümpfe sind deßhalb nothwendig, weil Morgens und Abends ein starker Thau auf dem Grase liegt, man daher vielfältig nasse Füße bekommt.

Die ächten Amerikaner ziehen im Sommer ein rothes wollenes Hemde an, und trotzen in dieser Bekleidung den Sonnenstrahlen und dem Thau mit gleich gutem Erfolg.

ad 5. Es würden bei weitem nicht soviele Schandthaten an den Auswanderern verübt werden, wenn sie nicht gleich bei der Ankunft des Schiffes wie eine Heerde Vieh an's Land gesetzt würden. Wer 3 Tage nach dem

Anlegen des Schiffes im Dock freie Station hat, an's Land gehen und auf's Schiff zurückkehren kann, gerade wie es ihm beliebt, der findet leicht Gelegenheit, seine Weiterreise zu ordnen, gute Fahrbillets zu kaufen und alle Verführer und Versucher von der Hand zu weisen. Es haben, rechtlich genommen, alle Auswanderer das Recht, 3 Tage auf dem Schiffe zu verbleiben; sie sollten sich aber dieß Recht nicht nehmen, vielmehr durch schriftlichen Contrakt sichern lassen, und unter keiner Bedingung in einem New-Yorker Gasthofe übernachten, mit einem New-Yorker Loafer ein Wort wechseln oder in einem New-Yorker deutschen Verein Fahrkarten kaufen.

Ich habe schon im vorigen Jahre in deutschen Zeitungen Klage darüber geführt, daß die deutschen Gesellschaften in New-York die Auswanderer so schändlich betrügen. Vor einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben der „Deutschen Gesellschaft der Stadt New-York", welche mir nachwies, daß sie eine rein philantropische Gesellschaft sei, deren Zweck und Aufgabe darin bestände, die Einwanderer vor Betrug zu schützen und ihnen richtige Anweisungen zu geben. Die genaue Adresse dieser Gesellschaft ist: „Agentur der Deutschen Gesellschaft, Reade street, 3d. door from West street" (Reade-Straße, dritte Thür von der West-Straße). Nach dem mir mitgetheilten Jahresbericht von 1852 hat diese Gesellschaft eine Total-Einnahme gehabt von . . . 11,361 Doll. 18 Cent,

und Ausgaben:

Für wohlthätige Zwecke . . .	7597	Doll.	39	Cent.
Extra-Ausgaben für Kost, Logis und Weiterbeförderung	256	"	16	"
Apotheker-Rechnungen	571	"	45	"
Bruchbänder 57.25; f. Schröpfen 16	82	"	25	"
	8507	Doll.	25	Cent.

Diese Gesellschaft steht durch ihren Präsidenten mit dem Major (Bürgermeister) der Stadt New-York in Verbindung und sucht nach Kräften die Einwanderer zu schützen. Ich rathe daher Jedem, wenn er überhaupt Rath erholen will, sich an die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York zu wenden, aber alle andern Bureaus, Gesellschaften, Agency's u. s. w. zu fliehen wie die Pest. Wer nicht in New-York bleiben, sondern nach dem Westen will, der lasse sein Gepäck vom Schiff gleich auf ein nach Albany fahrendes Dampfschiff bringen, übergebe aber seine Effekten nur solchen Leuten, die eine Nummer haben, folge ihnen aber trotzdem auf dem Fuße. Hat der Reisende das Dampfboot erreicht (deren täglich mehre gehen) so nehme er in der Office des Bootes, d. h. an der Kasse sein ticket (Billet) und gebe dem Bagage-Master gegen eine Nummer sein Gepäck. Die Reise kostet bis Albany ungefähr einen Dollar — bald etwas mehr, bald etwas weniger. In Albany möge der Reisende sogleich die Eisenbahn besteigen, die nach Buffalo geht, aber nur an der Office das Billet bis Buffalo kaufen. In Buffalo besteigt er ein Dampfschiff und fährt über den Erie-See bis Cleveland, und von hier aus fährt er pr. Eisenbahn bis Cincinnati im Ohio-Staate. Es stehen überall Menschen, die Fahrbillets für die ganze Reise ausbieten; Niemand kaufe ein solches Billet — sie sind alle falsch. Nur an der Office oder im Wagen vom Conducteur werden richtige Billets verkauft. Auf den Eisenbahnen sind die Preise fest, auf den Dampfschiffen kann man handeln, muß aber natürlich den Preis abmachen und bezahlen, bevor man das Gepäck an Bord gebracht hat. Erst in Cicinnati hört der Betrug en gros auf, und der ermüdete Reisende kann sich hier einen Rasttag gönnen. Von Cincinnati geht die Reise auf Dampfschiffen den Ohio hinab und den Missisippi hinauf bis St. Louis, und von hier gehen fast

täglich, und namentlich Sonnabends Packetboote in großer Zahl nach allen Stationen des Mississippi und Missouri ab. Die Packetboote sind den Reisenden besonders zu empfehlen, die Schiffe Honduras und Robert Campbell haben aber bereits zu so vielen Klagen Veranlassung gegeben, daß ich Jedermann vor ihnen warne.

ad 6. Unter Arbeitsuchenden verstehe ich vorzüglich Landleute, welche bei Farmern Beschäftigung finden wollen; sogenannte Tagelöhner finden an der Eisenbahn, die von St. Louis längs dem rechten Missouri-Ufer nach Californien gebaut wird, zu jeder Zeit Arbeit und einen Dollar Tagelohn. Landleute hingegen finden nur im Frühjahr und Sommer Arbeit; im Winter hat der Farmer nichts zu thun, denn er drischt kein Korn aus, füttert kein Vieh im Stall, sondern klärt seinen Waldboden und richtet Fentsen auf — Arbeiten, bei denen er den Neuling nicht verwenden kann. Es sind ferner im Herbst und Winter die Communicationswege oft auf lange Zeit versperrt, die Flüsse sind zu niedrig oder führen Treibeis, die Landwege sind durch Regenwetter unpassirbar geworden, so daß es für einen armen, mittellosen Mann, der gezwungen ist, sich in einer großen Stadt Monate lang aufzuhalten, oft sehr traurig aussieht. Man glaube aber ja nicht, daß in den großen Städten viel Verdienst ist; sie sind so sehr überfüllt mit verunglückten Auswanderern, daß kaum die Hälfte von ihnen Beschäftigung findet.

ad 7. Es bedarf wohl kaum einer weitern Behandlung dieses Punktes. Ein Schwächlicher erträgt die Mühen der Reise, den Wechsel des Klima's und die vielfältigen Entbehrungen nur auf kurze Zeit; er unterliegt bald dem Fieber, dem Heimweh — und wenn er nicht arbeiten kann, dem Elend! Wer aber die Küste Amerika's betritt, mit Menschen, Sitten, Sprache, Geldverhältnissen u. s. w. unbekannt ist, wer nicht so viel besitzt, daß er einen Ort er-

reichen kann, an dem es an Arbeitern fehlt, wo er also Arbeit erhalten kann, wie kann ein solcher Mensch hoffen, daß es ihm wohl gehen werde? Man muß mit mehr, als blindem Vertrauen in sein gutes Geschick ausgerüstet sein, wenn man darauf baut, daß man an der fernen Küste gute Freunde finden wird, die Einem hülfeleistend entgegentreten werden. Amerika ist das Land, wo Jeder auf eigenen Füßen stehen muß, Jeder mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Händen arbeiten muß; es gehört aber, um dieß zu können, nothwendig dazu, daß man einen Grund habe, worauf man stehen könne, und eine Arbeit, die man verrichten könne. Dieß beides findet der Einwanderer nicht mehr an der Ostküste Amerika's, er findet es im Westen, und daher muß er die Mittel besitzen, den Westen erreichen zu können — 30 bis 40 Dollars oder 45 bis 60 preußische Thaler reichen hierzu aus.

ad 8. Nur zu viele Auswanderer betreten jährlich den amerikanischen Boden, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollen, viele haben von dem gelobten Lande Amerika gar keinen rechten Begriff und ahnen nicht im entferntesten, was sie hier vorfinden. „Ich gehe in's Merika", sagte mir 'mal ein deutscher Bauer, und als ich ihn weiter fragte, wohin er sich wenden wolle, antwortete er: „Nun halt in's Merika!" Ein vernünftiger Mensch sollte aber niemals eine Entscheidung für sein Leben treffen, ohne reiflich nachgedacht zu haben über das, was er zu unternehmen im Begriff ist, und da die Auswanderung nach Amerika allerdings eine sehr entscheidende Begebenheit im Leben des Einzelnen ist, so sollte ein jeder Auswanderer schon in Europa genau wissen, wohin er gehen wolle. Mögen nun die westlichen Staaten den südlichen und östlichen auch noch so sehr vorzuziehen sein, so rathe ich doch einem Jeden dorthin zu gehen, wo er einen Freund oder einen Bekannten zu finden weiß. Man hat schon in der Hei-

math oft Gelegenheit, den Werth eines Freundes kennen und schätzen zu lernen, um wie viel ist aber ein Freund mehr werth in der weiten, weiten Ferne, wo Alles fremd und so ganz anders ist, als man es in der Heimath zu sehen gewohnt war. Jeder Baum, jedes Blatt, jedes Thier — Alles ist anders, als in Deutschland; die Menschen sind auch anders; sie reichen dem Einkehrenden nicht gastlich und freundlich die Hand, schwatzen nicht gemüthlich — sie rennen, eilen und arbeiten und haben keine Zeit, sich viel mit Andern abzugeben. Welche Wonne und Seligkeit muß es sein, unter solchen Verhältnissen einen Freund zu finden, der bereits mit dem amerikanischen Leben vertraut ist, der Einen zurechtweisen, rathen, empfehlen und schützen kann

Wer aber in Amerika Niemanden weiß, an den er sich wenden kann, nun der suche unter seinen Reisegefährten einen Mann zu finden, dem er sich anschließen möchte, und gelingt ihm das auch nicht, so lasse er sich dadurch nicht niederbeugen, sondern behalte sein Ziel fest im Auge. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Was der Mensch will, das kann er auch, er muß nur nichts wollen, was er nicht kann." In Deutschland möchte Mancher die Erfahrung machen, daß dieß Sprichwort nicht recht mehr für unsere Zeiten paßt; hier in Amerika hat es dagegen neue Geltung gefunden, und in der That, es kann Jeder durchsetzen, was er ernstlich will.

Was ich über das Fieber in Illinois und Indiana, und die Winterkälte in Jowa und Wiscounsin gesagt habe, ist als buchstäblich wahr zu betrachten. Der Illinois Staat ist einer der fruchtbarsten Staaten Amerika's, hat aber eine Unzahl von stehenden Wässern und ist dadurch im höchsten Grade ungesund; dasselbe gilt von Indiana. Wiscounsin und Jowa sind fruchtbare Staaten und eignen sich vorzüglich zum Weizenbau und zur Viehzucht. Es

herrscht aber in beiden Staaten ein fürchterlicher Winter, so daß das Vieh fast ganze 6 Monate im Stall gehalten werden muß. Dadurch werden die Anlagen der Farmen wieder theuer und die Aussichten für minder wohlhabende Auswanderer sind nicht so günstig als in anderen Gegenden, wo sie vom Klima unterstützt werden. Das beste Klima von allen Staaten der Union haben Oregon, Californien und Missouri. Die beiden ersten Staaten sind indessen noch so in den Geburtswehen begriffen, so sehr der Schauplatz von Schwindelei, Mord, Diebstahl und Betrug, daß die Volksjustiz unaufhörlich geübt wird und daß ich mir gar nicht denken kann, wie ein deutscher Bauer sich in das dortige Leben hineinfinden könnte. Wollte eine ganze Colonie sich in Californien niederlassen, so würde sie gewiß ganz außerordentlich günstige Resultate haben; es sind aber bisher alle Versuche, Colonien für die Dauer zu gründen, gänzlich gescheitert, und ich kenne meine Landsleute genug, um zu wissen, daß sie eher Alles thun, ehe sie der Einigkeit ihr Herz öffnen.

Die meisten Einwanderer widmen sich der Landwirthschaft, und da das Farmer-Leben in der That die meisten Annehmlichkeiten bietet, so wollen wir im folgenden Kapitel einen Blick in dasselbe thun.

11.

Der deutsche Ansiedler.

Während der Handwerker in Amerika auf dieselbe Art und Weise arbeitet, wie in Deutschland, also gleich an sein Geschäft gehen kann, sobald er sich einen Wohn-

platz gewählt hat, muß der Landmann hier gar viele Dinge lernen, von denen er bisher nichts gewußt hatte. Er muß alle seine in Deutschland gesammelten Erfahrungen bei Seite legen, Alles anders betreiben, als in der Heimath, und kann von allen seinen Kenntnissen und Fähigkeiten keinen Gebrauch machen, ausgenommen von seiner Arbeitsfähigkeit.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel den Auswanderer auf seiner Reise über das Meer und durch die Vereinigten Staaten begleitet, und wollen annehmen, daß er sich hier bei Portland niederlassen wollte. Seine erste Frage, wenn er das Schiff verlassen und sich im Gasthof einquartiert hat, wird natürlich sein, ob hier Deutsche wohnen? Er wird demzufolge binnen wenig Stunden seine Landsleute kennen gelernt haben und von Einem oder dem Andern besonders angesprochen worden sein, dem er unverhohlen den Stand seiner Verhältnisse mittheilt, um dagegen von ihm guten Rath zu erhalten. Es giebt nun besonders drei verschiedene Klassen von einwandernden Farmern, nämlich: 1) arme, 2) wohlhabende und 3) reiche; die Unterabtheilungen von bankerotten Kaufleuten, Schwindlern, Thoren und Gecken, die sich einbilden, hier im Schlafe ihr Brod zu finden, wollen wir ganz bei Seite lassen, weil sie uns nur höchst trübe Bilder geben würden.

Der Arme würde sich begnügen müssen, ein Stück Land von der Regierung zu kaufen und es nach und nach urbar zu machen; der Wohlhabende würde eine bereits urbar gemachte Farm und der Reiche könnte eine Prairie-Farm mit Tabakpflanzungen erstehen. Wir wollen nach der Reihe jeden von diesen Einwanderern auf seine Farm begleiten, und zuerst den Armen bei seiner Einrichtung und seinem Hausbau aufsuchen.

Wer sich mit einem geringen Kapital als Farmer niederlassen will, der muß den Gedanken an den Ankauf

einer fertigen Farm von vorn herein aufgeben, sich vielmehr darauf gefaßt machen, ein Stück Congreßland, d. h. noch nicht veräußertes Staats-Eigenthum zu kaufen. Die kleinsten Parcellen, welche auf diese Weise gekauft werden können, sind Vierzig-Ackerstücke; ein Vierzig-Ackerstück ist ein vollkommenes Viereck, dessen vier Seiten nach Osten, Süden, Westen und Norden bestimmt sind; und da jeder Acker 209 Fuß breit und 209 Fuß lang ist, so muß ein Vierzig-Ackerstück $6\frac{34}{100}$ Acker lang und $6\frac{34}{100}$ Acker breit sein, oder nach jeder Richtung hin 1325 Fuß lang sein. Es ist sehr nothwendig, daß der Ansiedler sich diese Berechnung merke, weil er durch sie allein im Stande ist, ohne die geringste fremde Hülfe ein Stück Land auszusuchen. Ich gehe z. B. im Walde und finde ein Stück Land, dessen Lage und Beschaffenheit mir gefällt und mich zum Kauf einladet; ich wünsche zu erfahren, wie groß das käufliche Stück sei, fürchte aber, daß die umwohnenden Farmer mir nicht die reine Wahrheit sagen würden, so brauche ich nur, um in's Reine zu kommen, von der Fents-Ecke (oder dem rechten Winkel der nächsten Einfriedigung) in gerader Richtung nach einer der vier Weltgegenden fortzugehen; habe ich so 440 Schritte gemacht, ohne in dieser Richtung Gränzsteine, eingehauene Bäume oder Einfriedigungen zu finden, so brauche ich nur von diesem Punkte aus nach einer, rechtwinklig auf die erst von mir begangene Linie stoßende Weltgegend dieselbe Schrittzahl zu gehen. Mit anderen Worten, ich gehe 440 Schritte von Westen nach Osten und dann 440 Schritte von Osten nach Norden oder Süden, und finde ich auf diesen beiden Linien keine der oben erwähnten Zeichen, so weiß ich, daß das fragliche Stück Land ein Vierzig-Ackerstück ist. Sobald der neue Ansiedler auf obige Weise ein Stück passendes Land gefunden hat, schreitet er zur genauen Untersuchung desselben und sieht nach folgenden wesentlichen Dingen:

1. Nach einer Quelle.

Es finden sich in den Waldungen eine Menge Quellen, jedoch sind nur diejenigen besonders beachtenswerth, welche in der Mitte oder am Fuße eines Hügels entspringen. Sie kommen meistens unter einem Kalkblatt hervor und führen in ihrem kleinen Bette eine Menge kleiner Steinchen mit sich. Es ist wohl der Mühe werth, durch das Bohren mit einem Stock oder durch Abschlagen eines Stückes vom Kalkblatt zu untersuchen, ob die Quelle nicht in stärkern Fluß gebracht werden könne. Ich habe auf meine Farm eine Quelle, die voriges Jahr fast gar kein Wasser gab; da bohrte ich mit einer eisernen Stange in den Kalkfelsen hinein und plötzlich sprudelte mir krystallreines Wasser armdick entgegen; bis auf den heutigen Tag läuft diese schöne Quelle in gleicher Stärke fort, so daß ich ein Bassin habe graben können, aus dem mein Vieh säuft.

Die Quellen im Thale sind gewöhnlich lehmig und deshalb ungesund; bei starken Regengüssen werden sie verschlammt und getrübt, so daß man Tage lang ihr Wasser nicht trinken kann.

Wie viel eine Quelle werth ist, möge folgendes Beispiel beweisen. Mein nächster Nachbar, ein amerikanischer Farmer Namens „Dewes", hatte auf seiner sonst sehr hübschen Farm kein gutes Wasser; da entdeckt er einige hundert Schritte vom Hause im Congreßwalde eine gute Quelle und kauft sofort vierzig Acker Land, die sonst gar keinen Werth haben, blos um im Besitz guten Trinkwassers zu sein. Eine Farm ist eigentlich gar nichts werth, wenn sie keine Quelle hat, weshalb ich den Ansiedler wiederholt darauf aufmerksam mache, vor allen Dingen nach dem Vorhandensein guten Trinkwassers zu forschen, und unbedingt jeden Kauf von der Hand zu weisen, wo dieses fehlt.

Der Prairie-Farmer muß freilich sehr oft des Vortheiles entbehren, den frisches, fließendes Wasser gewährt,

und wir werden später sehen, wie er sich zu behelfen hat; der Farmer im Hügellande dagegen muß nur dort seinen Heerd bauen, wo so viel fließendes Wasser ist, daß seine Familie und sein Viehstand stets reichlich versorgt sind.

2. Nach der Beschaffenheit des Bodens.

Ein Vierzig-Ackerstück, welches des Urbarmachens werth ist, muß wenigstens 15 bis 20 Acker Bottomland, d. h. flachliegendes, ebenes Land haben. Dieß Bottomland zieht sich in den Thälern in bald breitern, bald schmälern Streifen hin, ist außerordentlich fruchtbar, dicht mit Haselgebüsch, Eichen, Wallnüssen und Sykamoren bewachsen und mit schwarzer, mulmiger Walderde bedeckt. Gewöhnlich ist es von unregelmäßig fließenden „Creeks" oder Bächen durchschnitten, die bei starken Regengüssen anschwellen, zur Zeit des hohen Sommers oft ganz trocken liegen und eine Menge kleiner Steine mit sich führen. Schneiden mehre Creeks durch ein Bottomfeld, durchziehen sie es in weiten Krümmungen, so hat das Feld natürlich weniger Werth. Die Creeks lassen sich allerdings — wie andere Flüsse und Bäche — reguliren und in Ein geradefließendes Bett bringen; dieß nimmt aber eine gute Zeit und viel Mühe und Arbeit. Häufig finden sich kleine Kieselbänke im Bottom, die nur einige Zoll hoch mit schwarzer Erde bedeckt sind; das Korn wächst auf diesen Plätzen eben so gut, als auf andern Stellen, und Wiesen gedeihen sogar besser auf solchem schetterigen Boden.

Die übrigbleibenden 20 bis 25 Acker Land müssen gutes Holz zur Nutzung enthalten, einen bequemen Platz zum Hausbau und zum Obstgarten bieten und dürfen nicht von starken Regengüssen zerrissen sein.

Unter gutem Bau- und Nutzholz versteht man *schlank und geradegewachsene* Eichen, Wallnüsse, Hickory, Linden, Erlen, Ulmen und Cedern. Ein Baum, der mit Vortheil gehauen werden kann, muß im Stamm allermin-

destens 1 Klafter Holz à 8 Fuß Länge, 4 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite geben; die Aeste werden als werthlos und unbrauchbar verbrannt. Ein Baum, der zu Fents-Riegeln verwendet werden soll, muß 20 Fuß hoch sein, ohne einen Ast am Stamm zu haben, und darf nicht gewunden, sondern muß ganz kerzengerade gewachsen sein.

Hat der Ansiedler sich durch genaue Untersuchung überzeugt, daß das fragliche Stück Land seinen gerechten Anforderungen entspricht, so begiebt er sich in die Stadt zum Squire und bittet ihn, den Ankauf des Landes zu besorgen. Alles Staatsland des Missouri-Staates muß in St. Louis gekauft werden; der Kaufcontrakt ist ein sehr einfacher, indem der Staat einen Kaufbrief („Deed") ausstellt, worin N. N. das Vierzig-Ackerstück Nr. X. in der Sektion Nr. X. gegen Entrichtung von 1 Dollar 25 Cent pr. Acker erhält. Dieser Deed wird in der County-Stadt, also für Callaway-County in Fulton in das Landbuch eingetragen und darauf dem Käufer zugestellt. Alles dieß geschieht in kürzester Frist und kostet höchstens 1½ bis 2 Dollars Schreibgebühren. Will der neue Besitzer sein Land vermessen lassen, um die Gränzen genau zu kennen, so läßt er den beeidigten Landesvermesser kommen, der ihm für 1 bis 2 Dollars die Grenzen bezeichnen muß. Gegen diese Vermessung ist keine Klage, keine Einwendung, keine Beschwerde möglich; sein Ausspruch ist höchstes Gesetz. Der erhaltene Deed ist wohl zu verwahren, denn er ist für die Ehehälfte des Besitzers von ganz besonderer Wichtigkeit. Ihr Mann kann niemals seine Farm verkaufen, wenn sie den Deed nicht mit unterschreibt; stirbt ihr Mann, und hinterläßt er Kinder, so gehört ein Dritttheil der Farm der Wittwe, und es kann nicht vorkommen, daß sie von ungerathenen Kindern vertrieben wird. Der Käufer einer bereits fertigen, schon länger im Privatbesitz gestandenen Farm darf daher niemals den Kaufpreis be-

zahlen, bis ihm der Deed mit der Unterschrift der Frau ausgestellt ist. Er muß ferner den Deed nach der County-Stadt einsenden und anfragen, ob auf der Farm verbuchte oder protokollirte Schulden haften. Der Verkäufer ist gesetzlich nicht gebunden, ihm hierüber Mittheilungen zu machen; der Käufer dagegen ist gesetzlich verpflichtet, die Schulden zu übernehmen, die auf der von ihm gekauften Farm haften. Es kommt sehr oft vor, daß ein Mann eine Farm verkauft, die ihm gar nicht gehört; er stellt einen Deed aus, streicht sein Geld ein und verschwindet; es muß daher der Ansiedler sich unter keiner Bedingung verleiten lassen, die Farm zu bezahlen, wenn der Verkäufer nicht einen richtigen, vom ersten Besitzer herrührenden, von der Regierung ausgestellten Deed aufweisen kann.

Sehr häufig setzen sich Ansiedler ohne weiteres auf ein Stück Land, friedigen es ein und leben Jahre lang ungestört auf diesem sogenannten „Improvement". Gesetzlich hat Jeder das Recht, ein solches Stück Land bei der Regierung für den Preis von 1 Dollar 25 Cent pr. Acker zu kaufen; er läßt sich den Deed ausstellen, geht zu dem unbefugten Besitzer und bittet ihn, sich zu entfernen und Alles unbewegliche Gut, als Häuser, Stallungen, Einfriedigungen und Kornfelder ungestört liegen und stehen zu lassen. — Man hat allerdings das Recht, derlei zu thun, aber man hat nicht die Macht, sein Recht durchzusetzen oder sich vor der Rache des Gekränkten zu schützen. Der gewöhnliche Weg, auf welchem derlei Improvements gekauft werden, ist folgender. Man geht zum Besitzer des Improvements und sagt ihm: „Ich will Dein Stück Land kaufen; wie viel begehrst Du für Deine Häuser, Einfriedigungen u. s. w." Will der Besitzer nun selbst sein Land kaufen, so hat er das Vorkaufsrecht; will er aber einen

übermäßigen Preis, oder will er gar nicht weichen, so geht man zu den Nachbarn, theilt ihnen die Sache mit, sie schätzen den Werth der Baulichkeiten und sagen dem Improvements-Besitzer: „Du nimmst diese Summe und gehst fort, oder wir treiben Dich von dannen". Es ist oft vorgekommen, daß der Besitzer dieser Aufforderung dennoch nicht nachkam; die Nachbarn erschienen dann vor seinem Hause, brachten die Mobilien auf einen Wagen, zogen Weib und Kind hinaus und brannten das Haus nieder; die ganze Familie wurde sodann auf den Wagen gesetzt und weit fortgefahren; sämmtliches Vieh aber wurde sorgfältig nachgetrieben.

So bunt diese Verhältnisse auch erscheinen mögen, so wenig sind sie dieß in Wirklichkeit. Man schützt den armen fleißigen Mann, und duldet nicht, daß ein Reicher ihn von seinem Zufluchtsort vertreibe; man will aber auch, daß der Arme durch Eigensinn und Uebermuth dem Reichen nicht in den Weg trete, und zwingt ihn deswegen, sein Improvement für einen verhältnißmäßigen Preis zu verkaufen — oder von dannen zu ziehen. Es bestehen hier bei Portland eine ziemliche Menge solcher Improvements, die meistens von Deutschen bewohnt werden; man kann daraus entnehmen, daß die Amerikaner keine bösen Menschen sind, indem sie sich gutwillig gefallen lassen, daß die Weide im Congreßwalde von Einwanderern eingefriedigt und somit dem Vieh der Nachbarn verschlossen wird; da die Amerikaner sogar den Errichter eines solchen Improvements schützen, so darf man ihnen einen hohen Grad selbstverläugnender Gastfreundschaft nicht absprechen.

Kehren wir jedoch zum Ansiedler zurück.

Er hat nunmehr vierzig Acker Land und dafür ausgegeben	50 Doll.	—	Cent.
Für Schreibereien u. Vermessung zus.	4 „	—	„
Latus:	54 Doll.	—	Cent.

Transport:	54 Doll.	— Cent.	
Er bedarf unumgänglich nothwendig 1 Axt, 2 Keile, 1 Säge, 1 Bohrer	5 „	50 „	
Kartoffeln, Mehl, Speck und Schinken für 1 Jahr, angenommen, daß er eine Familie von 4 Köpfen zu ernähren habe	100 „	— „	
Betten für sich und die Seinigen, zwei Stühle, Küchengeräthschaften, zwei Fenster, Nägel, Schrauben, Eimer u. s. w.	100 „	— „	
	259 Doll.	50 Cent.	
Hat er noch etwas Vermögen, so kauft er eine Kuh für	15 „	— „	
und drei einjährige Schweine für .	3 „	— „	
Seine Gesammt-Ausgabe würde demnach betragen	277 Doll.	50 Cent,	

oder 1074 Mark 12 Sch. = 430 Preußische Thaler.

Fehlt an dem Kapital des Einwanderers ein Theil obiger Summe, so wird es ihm sehr leicht werden, einen Theil seiner Bedürfnisse auf Credit zu bekommen, so zwar, daß die Summe von 350 Preuß. Thalern immerhin ausreichen würde, einen thätigen Mann zu dem oben beschriebenen Besitz zu bringen.

Die geringe Baarschaft des Ansiedlers erlaubt ihm natürlich nicht, lange Zeit unthätig im Gasthofe zu leben, er muß im Gegentheil eilen, sein eigenes Haus zu errichten. Er begiebt sich daher in den Wald, sucht einen geeigneten Platz für seine neue Wohnung und haut die rings umherstehenden Bäume nieder. Die gewöhnliche Größe eines Ansiedler-Hauses ist 25 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe bis an's Dach. Das Haus wird aus Baumstämmen gebaut, und da jeder Baumstamm ungefähr

$1^1/_2$ Fuß dick ist, so würde ein solches Haus erfordern 14 Stämme von 25 Fuß Länge und 14 Stämme von 18 Fuß Länge; außerdem die Sparren für's Dach und die Schindeln zum Decken. Alles Dieß haut ein Mann leicht in zwei Tagen.

Ist er damit fertig, so ruft er seine Nachbarn zu Hülfe, und bittet sie, ihm bei Errichtung des Hauses zu helfen. Sie kommen unbedingt Alle, Reiche und Arme, und helfen von früh Morgens bis spät Abends unverdrossen arbeiten. Als ich mein Haus bauete, stand der Friedensrichter Gibson, ein reicher Greis, den ganzen Tag in der glühendsten Sonnenhitze und arbeitete trotz des kräftigsten Jünglings mit. Die Arbeit, welche die Nachbarn zu verrichten haben, ist folgende.

Die verschiedenen Baumstämme werden mit den Enden auf einander gelegt und eingekerbt, so daß ein Stamm in den andern einfaßt und an ein Weichen der einzelnen Stämme nicht zu denken ist. Zur näheren Versinnlichung dieser höchst einfachen Bauart sei auf die Zeichnung eines Blockhauses von de Haas verwiesen.

Nachdem auf diese Weise die Mauer des Hauses aufgeführt und das Dach mit Schindeln gedeckt ist, werden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Balken mit Spähnen ausgefüllt. In zwei Tagen ist das Haus sammt einem hölzernen Kamin fertig und der Besitzer kann seine Mußestunden dazu verwenden, eine Thür zu zimmern, Fußboden zu legen und die Spähne zwischen den Balken mit Lehm zu bewerfen, damit der Zugwind nicht gar zu starken Durchgang finde.

Die nächste dringende Arbeit ist die Errichtung einer Fence, damit das Haus eingefriedigt werde. Eine Fence besteht aus zehn Fuß langen Holzriegeln, die aus Eichen oder Wallnußbäumen gespalten werden; diese Riegel werden kreuzweis über einander gelegt, wie aus der Zeich-

nung in de Haas' Werkchen über „Nordamerika — Wiscounsin" (Iserlohn bei Bädeker, Preis 12 Sgr.) ersichtlich sein wird.

Zehn auf einander liegende Riegel, die nirgends 4 Zoll weit auseinander stehen und in den Winkeln durch Steg und Reiter, d. h. Kreuz- und Quer-Riegel, zusammengehalten werden, bilden eine gesetzliche Fence, d. h. „Wenn ein fremdes Stück Vieh innerhalb einer solchen Fence sich antreffen läßt und der Eigenthümer des Viehes zweimal gewarnt worden ist, so hat der Beschädigte das Recht, das Thier zu tödten". Erfüllt die Fence nicht obige Bedingungen, „so hat der Beschädigte nur das Recht, das eingebrochene Vieh hinaus zu treiben, darf ihm aber weder Gruben graben noch irgend einen Schaden zufügen." Es findet sich indessen selten eine solche Fence; sie ist gewöhnlich 7 bis 8 Riegel hoch und nur ausnahmsweise mit Steg und Reiter versehen.

Die Einfriedigung des Hauses ist eine sehr nothwendige Arbeit. Innerhalb seiner Einfriedigung ist ein Jeder unumschränkter Herr und Gebieter; Niemand darf die Fence eines Andern überschreiten, wenn dieser es nicht dulden will; dringt dennoch Jemand in den eingefriedigten Raum und geht er nicht gutwillig fort, nachdem ich ihn am Arm berührt und ihn ermahnt habe, sich zu entfernen, so habe ich das Recht, ihn niederzustoßen.

Die Errichtung einer Fence ist leichter, als man denken sollte. Ein rüstiger Arbeiter haut in einem Tage 100 bis 150 Riegel, also in vier Tagen 400 bis 600 Stück — ungefähr so viel, als eine erste Einfriedigung bedarf. Das Herbeischleppen der Riegel wird nicht viel Mühe kosten, da der Ansiedler die Bäume gerade da gehauen hatte, wo er die Fence aufsetzen wollte, und es lassen sich 200 bis 300 Riegel an Einem Tage aufsetzen.

Der Ansiedler hat nun in 8 bis 10 Tagen ein Haus

mit einer Wohnstube und eine Einfriedigung errichtet; er fängt nun an, den eingefriedigten Platz von den noch stehen gebliebenen Bäumen, von den Gipfeln der bereits gefällten und von dem Gebüsch zu reinigen. Zu diesem Geschäft ruft er abermals seine Nachbarn zusammen; sie helfen ihm das Holz zusammen rollen und aufbrennen, überlassen ihn aber dann seinem Schicksal. Im Verlauf von 3 Wochen kann auf diese Weise ein Acker so weit gerodet und gelichtet sein, daß der Ansiedler allerhand Gemüse, Korn, Kartoffeln u. s. w. pflanzen kann, d. h. wenn er Anfangs Mai mit seiner Arbeit fertig war. Die zahllosen Wurzeln in dem neuen Lande erfordern, wenn sie durch den Pflug aufgerissen werden sollen, wenigstens zwei Joch starker Ochsen, und da wir angenommen haben, daß der Ansiedler kein Geld übrig hat, so müssen wir ihn darauf anweisen, mit der Hacke das Land aufzulockern und dann die Saat der Erde zu übergeben. Nach 2 bis 3 Jahren sind die Wurzeln schon halb verfault und der neue Farmer wird sich dann auch besser im Stande sehen, durch fremde Leute sein Land aufbrechen zu lassen.

Sind diese ersten schweren Arbeiten verrichtet, so muß die Frau des Ansiedlers mit ihren Kindern die Sorge für das Feld übernehmen und der Mann sucht inzwischen bei andern Farmern oder bei Leuten in der Stadt für Geld zu arbeiten. Das vortheilhafteste Geschäft für ihn ist, wenn er auf seinem eigenen Grund und Boden für fremde Leute Holz hauen kann; bei einiger Uebung kann ein Mann durchschnittlich eine Klafter pr. Tag hauen; der Preis hierfür ist 60 bis 70 Cent, so daß ein Arbeiter in einer Woche 3 bis 4 Dollars verdienen kann. Es hat diese Arbeit den Vortheil für den Ansiedler, daß er seinen Wald niederhaut und zugleich baares Geld dafür bekommt; will er später mehr Land urbar machen, so hat er bereits gut vorgearbeitet, indem er die Bäume niedergehauen hat.

Während der Mann so mit der Axt sein Brod sucht und findet, muß die Frau den Garten und das Feld hüten, die Hühner, die inzwischen für 1 Dollar das Dutzend gekauft sind, pflegen, täglich Brod backen, die Kuh melken und Molasses machen.

Diese kleinen Arbeiten unterscheiden sich sehr von denen, welche eine arme Bauersfrau in Deutschland zu verrichten hat. So wird z. B. täglich frisches Brod gebacken, und da es meistens an Sauerteig und Hefen fehlt, so werden zwiebackähnliche Brödchen aus Weizenmehl mit einer kleinen Zugabe von Wasser, Fett und Soda gebacken; Schwarzbrod und Sauerbrod sind Leckerbissen, nach denen der Norddeutsche sich hier vergebens sehnt. Auch das Melken der Kuh ist hier eine ganz andere Arbeit als in Deutschland. Die Kuh kehrt Morgens und Abends von der Weide nach Hause und bleibt vor der Umzäunung stehen, in welcher das Kalb eingesperrt gehalten wird. Die Hausfrau treibt, wenn sie melken will, erst die Kuh zum Kalb hinein und läßt dieses an jeder Zitze saugen, damit die Milch herunter kommt; sodann wird die Kuh aus der Umzäunung hinausgetrieben und nur so weit ausgemelkt, daß das Kalb noch ein gutes Theil aussaugen kann. Selten steht eine Kuh so ruhig, wie man dieß in Deutschland zu sehen gewohnt ist; gewöhnlich melken die Frauen stehend, indem sie in der linken Hand einen kleinen Blechbecher halten, um die Milch drin aufzufangen; neben sich haben sie einen größern Napf oder Eimer stehen, in welchen sie den Blechbecher ausleeren.

Ich höre manche deutsche Hausfrau über dieß Verfahren Tadel aussprechen, und es scheint auch wirklich das Saugen des Kalbes eine große Milchverschwendung zu sein. Die Kuh würde aber nicht heimkehren, wenn sie nicht ihr Kalb fände, sie würde sich nicht melken lassen, wenn das Kalb nicht ansöge, und es fragt sich deshalb,

was besser sei, sein Vieh wie in Deutschland hüten — oder es frei umherstreifen zu lassen und ihm dafür die Freude zu gönnen, sein Junges zu säugen?

Eine, den deutschen Hausfrauen gänzlich unbekannte, aber hier sehr nützliche und dabei leichte Arbeit ist die Molasses-Gewinnung.

Es finden sich überall Zucker-Ahornbäume, die einen so süßen Saft haben, daß aus demselben nicht nur Syrup (Molasses), sondern sogar Zucker gewonnen wird. Schon Ende Januar tritt der Saft in den Baum, man bohrt in die Rinde ein fingerlanges Loch, steckt ein Röhrchen hinein und stellt unter das Röhrchen einen Eimer oder eine Tonne zum Aufsammeln des herausquillenden Saftes. Hat man eine gehörige Quantität Saft gesammelt (den man als kühlendes Getränk im März sehr schätzen lernt), so kocht man ihn so lange ein, bis er eine braungelbe zähe Flüssigkeit bildet. Der auf diese Weise gekochte Molasses schmeckt dem Honig ähnlich und süßt bei weitem mehr als Syrup. Ein guter Baum giebt an einem Tage einen ganzen Eimer voll Saft; eine Tonne voll Saft giebt aber nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ Gallone Molasses, so daß die ganze Arbeit kaum der Mühe lohnen würde, wenn sie nicht der Art wäre, daß sie gar keiner Sorgfalt und keines Zeitaufwandes bedarf. Der Ansiedler muß sich überhaupt daran gewöhnen, so viel nur irgend möglich, seine Bedürfnisse selbst zu ziehen und jede Ausgabe zu vermeiden.

Wir kehren wieder zum Farmer zurück, den wir verließen, während er für fremde Leute arbeitet. Nehmen wir an, daß inzwischen der Herbst und Winter den Sommer verdrängten, so sehen wir ihn nunmehr im Besitz einer Farm, von der nur ein Acker geklärt ist, auf der ein sehr kümmerliches Häuschen steht, und bei welcher täglich die Kuh und die Schweine mit ihren Ferkeln ankommen, um Futter zu verlangen. Nach unserer Berechnung hatte

der Farmer sein ganzes Vermögen für die Farm ausgegeben, er könnte also seine Thiere nicht füttern, wenn er nicht durch seine Arbeit baares Geld verdient hätte, für welches er Korn anschaffen konnte. Das Korn, womit das Vieh hier ernährt wird, ist der sogenannte türkische Weizen (Wälschkorn, Kukurus); es wird, wie alles Getraide, nach „Bushel"-Maaß verkauft, und ein Bushel enthält durchschnittlich 120 Aehren und kostet 25 bis 30 Cent. Eine Kuh mit ihrem Kalbe hat genug Futter, wenn sie täglich 30 Aehren Korn erhält, was monatlich $7^1/_2$ Bushel, oder nach Geld berechnet 1 Dollar 87 Cent bis 2 Dollar 25 Cent, durch den ganzen Winter also 11 Doll. 22 Cent bis 13 Doll. 50 Cent betragen würde.

Die 3 Schweine mit ihren inzwischen geworfenen Ferkeln sollen den Winter über für 6 Dollar Korn fressen, so bedarf also der Ansiedler ungefähr 20 Dollars zum Ankauf des Futters für sein Vieh, und diese muß ein fleißiger Mann in einem Monat, d. h. in 30 Arbeitstagen erwerben können.

Während des Winters hat der Ansiedler nun alle Hände voll zu thun; er muß 5 bis 6 Acker Land urbar machen und einfriedigen, damit er im nächsten Frühjahr seinen Hausbedarf selbst ziehen könne. An kalten Tagen, wenn der Erdboden gefroren ist, werden Eichen und Hickory zu Fenceriegeln gehauen, die Länge von 10 oder 20 Fuß abgemessen, je nachdem der Baum eine oder zwei Längen giebt, die Aeste aber werden auf einander geworfen, um im Frühling verbrannt zu werden. Möge der abgehauene Baum nun einen oder zwei Fenceriegel in der Länge geben, er wird jedenfalls in 10 Fuß lange Blöcke gehauen, die später in Riegel gespalten werden. Wären die amerikanischen Eichen so hart wie die deutschen, so wäre dieß Spalten eine sauere Arbeit; sie springen aber so leicht auseinander, daß ein Mann 150 bis 200 an einem Tage

hauen kann; es genügt bei manchem Baum ein kräftiger Hieb, um ihn der ganzen Länge nach zu spalten. Zu einem Stück Land von fünf Ackern bedarf der Ansiedler 1900 Riegel, die er ohne Beschwerde in 14 Tagen hauen und in 8 Tagen aufsetzen kann. Es gehört aber zum Aufsetzen der Fence, daß das Gebüsch sowohl wie die Bäume, die auf ihrem Wege stehen, bei der Wurzel abgehauen werden; je trockener nämlich die Fence steht, desto länger hält sie, und je mehr sie im Gebüsch und unter dem Tropfenfall der Bäume steht, desto eher geht sie in Fäulniß über. Länger als 15 Jahre steht überhaupt selten eine Fence.

Ist diese Arbeit vollbracht, so macht der Ansiedler sich an's Roden des eingefriedigten Landes. Es werden alle Bäume, die dicker sind als ein Arm, nur abgehauen; die Sykamoren werden gar nur getödtet, indem ein Ring in die Rinde gehauen wird, was zur Folge hat, daß der Saft des Baumes nicht aufwärts steigen kann. Je weniger Umstände mit den Bäumen gemacht werden, desto größere Mühe giebt man sich mit dem Gebüsch, namentlich mit den Haselbüschen. Die Amerikaner haben zum Ausroden ein Instrument, das am besten mit zwei langen, verkehrt gegen einander gestellten Aerten verglichen werden kann, so daß man es als Hacke und Art zugleich brauchen kann. Wenn sie Gebüsch roden, so drücken sie es erst mit der Hand nieder, reiten drauf, indem sie ein Bein über den Busch schlagen und führen dann einen kräftigen Hieb auf die Wurzel, die sie mit ihrer Art abhauen.

Es ist dieß ein mühsames Geschäft. Wurzel liegt an Wurzel, der ganze Waldboden ist wie ein Netz, und bringt man die Wurzeln nicht gut aus der Erde, so schlagen die Büsche im Frühjahr wieder aus, und man kann seine Arbeit von vorn beginnen. Mit dem Ausroden allein ist es aber nicht gethan; die Büsche, Bäume und Aeste müs-

sen sämmtlich in dichte Haufen geworfen und verbrannt werden, und man hat sehr Sorge zu tragen, daß bei einem solchen Brennen kein Waldbrand entsteht. Es brannte vor 8 Tagen bei Portland eine Strecke von 3 bis 4 englischen Meilen lichteloh, so daß eine Menge Farmer die ganze Nacht bei ihren Fencen Wache halten mußten, um sie vor dem schnell anrückenden Feuer zu schützen.

Ein solcher Waldbrand ist schöner, als man sich denken kann. Das eigentliche Feuer schreitet in gerader Linie, wie das Tirailleurfeuer in einer Schlacht, vorwärts, und ergreift die Blätter und dürren Stämme, die rings auf dem Boden umherliegen. Es fangen aber auch die alten abgestorbenen Bäume, die noch aufrecht dastehen, Feuer; und dieß ist um so schöner anzusehen, weil sie wie glühende Fanale bis in die äußersten Enden ihrer morschen Krone in heller Flamme brennen und weithin durch die Nacht scheinen, bis sie endlich mit donnerndem Getöse niederstürzen und für ewig dem Platze entsagen, den sie Jahrhunderte hindurch behauptet hatten.

Man kann seine Fence gegen einen solchen Waldbrand nur dadurch schützen, daß man 1 bis 2 Fuß breit alles dürre Laub und Reisig entfernt und dann ein Feuer anzündet, das gegen den Waldbrand anbrennt. Ist indessen ein starker Wind im Gefolge des Waldbrandes, so hilft auch dieß Verfahren nicht, man muß dann seine Fence niederreißen, löschen und arbeiten, so gut es gehen will.

Der Urheber eines Waldbrandes wird streng bestraft; es hat sich daher der Einwanderer, der mit der Schnelligkeit, womit das dürre Holz hier Feuer fängt, unbekannt ist, wohl in Acht zu nehmen, wenn er die gerodeten Büsche und Aeste auf seiner Farm durch Feuer vertilgen will.

Ist die Arbeit des Verbrennens verrichtet, so geht der Ansiedler an's Bestellen seines Feldes. Seine Mittel erlauben ihm nicht, das Land durch Ochsen aufbrechen zu

lassen, er muß daher mit der Hacke und Haue die Erde so weit auflockern, daß er Korn, Kartoffeln, Bohnen u. s. w. pflanzen kann. Das wichtigste Produkt ist das Korn, und wir wollen daher seiner Bearbeitung zuerst unsere Aufmerksamkeit schenken.

Das Wälschkorn, hier schlechtweg corn genannt, wird im Handel gewöhnlich in ganzen Aehren verkauft; eine solche Aehre ist mindestens 5 Zöll lang und 2 bis 3 Zoll dick und enthält 500 bis 1800 Körner; eine Aehre von 1800 Körnern gehört indessen zu den Seltenheiten, und es ist schon eine sehr schöne Aehre, wenn sie 1000 Körner hat. Diese Körner sitzen der Länge nach in Reihen an einem Kolben fest, der sich durch die ganze Aehre hindurch zieht und der sehr gutes Brennmaterial giebt, wenn die Körner abgestreift sind. Während die Aehre am Stock sitzt, ist sie in dichte, spitzzulaufende Blätter gehüllt, die in verschiedener Zahl die Aehre umfassen; die äußeren sind härter und dicker als die inneren, beide geben aber vortreffliches Viehfutter.

Man hat weißes, gelbes, buntes und rothes Korn; das weiße giebt allerdings das weißeste Mehl und wird deshalb am liebsten von den Müllern gekauft; das gelbe ist aber das nahrhafteste und deshalb für den Farmer das einträglichste.

Wir haben oben schon gesehen, daß ein Acker 209 Fuß im Viereck hat; da nun das Korn in Reihen gepflanzt wird, die 3 Fuß von einander entfernt sind, so werden auf einem Acker 4900 Kornpflanzen stehen können, und da man für jede Pflanze zwei Körner säet, der Ansiedler nach unserer Annahme aber 5 Acker für Kornbau urbar gemacht hat, so braucht er im Ganzen zur Aussaat 49,000 Körner oder 70 Aehren, also ungefähr für 14 Cent Korn!

Zu Ende April oder Anfang Mai pflanzt der Farmer sein Korn, d. h. er haut alle 3 Fuß ein kleines Loch in

die Erde, wirft zwei Körner hinein und deckt sie sogleich wieder zu. Es ist dieß keine mühsame Arbeit, und kann ein Kind von 6 bis 8 Jahren schon thätig dabei helfen; der Waldesgrund ist so locker und mürbe, daß die Haue fast ohne Widerstand zu finden hineindringt. Nach 8—10 Tagen schießt das Korn schon in die Höhe, und der Farmer muß nun, sobald es fingerlang geworden ist, mit seiner Hacke die Erde rings um die junge Pflanze anhäufen, überhaupt während der ersten 2 Monate häufig sein Feld bearbeiten, um das Unkraut zu entfernen und sein Korn zu häufeln. Im August beginnt das Abpflücken der Blätter. Die Pflanze ist dann 10 bis 14 Fuß hoch geworden und die langen Blätter beginnen allmählig gelb zu werden, während die Aehren noch weich und milchig sind. Diese Blätter geben ein vortreffliches Futter, das die Pferde sogar dem Hafer vorziehen; der Farmer hat dem Einsammeln derselben daher große Sorgfalt zu widmen. Anfangs September ist endlich das Korn reif, d. h. es ist hart und fest anzufühlen. Der Farmer begiebt sich mit seiner ganzen Familie in's Kornfeld und bricht eine Aehre nach der andern ab, nachdem er zuvörderst die blättrige Hülle um dieselbe losgesondert hat, so daß diese am Kornstock sitzen bleibt. Die Aehren werden vorläufig in Haufen zusammengeworfen, dann aber alle in einen großen Haufen gebracht, mit Fenceriegeln umgeben und mit Schindeln zugedeckt, damit sie im Winter nicht zu sehr durch den Regen und Schnee leiden. Die erzielte Erndte ist nach der Beschaffenheit des Bodens, der Witterung und andern Umständen natürlich sehr verschieden; ein gut bestellter Acker sollte aber doch nicht unter 50 Bushel geben, er kann aber 100 Bushel tragen, so daß der Ansiedler auf seinen 5 Ackern immerhin 300 Bushel zu erndten überzeugt sein darf. Die gepflanzten 70 Aehren bringen also 36,000 Aehren wieder, oder mit andern Worten, das Korn

bringt also 514fache Erndte. Wäre der Preis des Korns höher, so wäre natürlich nichts einträglicher, als Korn zu ziehen; die ganze obige Erndte ist aber nur 75 bis 80 Doll. werth, so daß der Arbeitslohn kaum dadurch bestritten werden könnte, wenn man es verkaufen wollte.

Während wir die Bearbeitung des Korns verfolgten, haben wir die sonstigen Produkte, die der Farmer zieht, vergessen, und wir wenden uns nochmals zurück zum Frühjahr, um die Arbeiten der Hausfrau und der Kinder in's Auge zu fassen. Sobald das Korn beginnt in die Höhe zu schießen, pflanzt man neben jede Kornpflanze eine weiße Bohne; diese rankt sich bei ihrem allmähligen Wachsthum an der Kornpflanze in die Höhe, ohne ihr den geringsten Schaden zu thun. Sobald die Bohnen reif sind, müssen sie gepflückt werden, weil bei der großen Wärme, die hier im Sommer herrscht, alles Ueberreife sofort abfällt. Was die Familie nicht selbst an Bohnen für den Haushalt bedarf, das kann der Farmer stets für den Preis von 1 Dollar bis 1 Dollar 20 Cent pr. Bushel verkaufen.

Außer den weißen Bohnen werden noch Kürbisse, Gurken und Melonen zwischen das Korn gepflanzt; die Kürbisse geben vorzügliches Viehfutter, Gurken und Melonen werden aber in der Stadt verkauft. Ich bezahlte vorigen Sommer für einen Bushel Gurken 30 Cent und für eine Melone 10 Cent. Die Preise für derlei Produkte sind aber zu abweichend, als daß ich mich darauf ein-einlassen könnte, einen auch nur einigermaßen bestimmten Durchschnittspreis anzuführen. So viel steht indessen fest, daß es sich immer der Mühe lohnt, dergleichen Produkte zu ziehen; man pflanzt sie in's Korn, räumt ihnen also keinen eigenen Platz ein, und sie gedeihen ohne die geringste Pflege ganz vortrefflich.

Wir sehen das Fünf-Ackerstück hinreichend bepflanzt, und haben unsere Blicke auf dasjenige Stück zu richten,

das in unmittelbarer Nähe des Hauses gleich nach Vollendung des Hausbaues urbar gemacht und eingefriedigt wurde. Hier werden Kartoffeln, Weißkohl und alle möglichen Gartengemüse gezogen; Niemand denkt daran, ein solches Stück Land umzugraben; man lockert die Erde mit der Hacke auf und säet den Samen hinein. Wie die Kartoffeln und der Weißkohl hier aber gedeihen, das werden wir später sehen.

Es ist jetzt an der Zeit, uns nach den Vermögens-Verhältnissen des Ansiedlers umzusehen, und wir wollen deswegen seine Ausgaben, seinen muthmaßlichen Verdienst und seinen Besitz nach der Erndte gegen einander halten.

Die ursprünglichen Ausgaben des Ansiedlers betrugen	278	Dollars.
Hierzu kamen für 1 Dutzend Hühner . .	1	"
Korn zum Füttern seines Viehes	20	"
	299	Dollars.

Verdient hat der Farmer durch Arbeiten bei fremden Leuten	20	Dollars.
Er besitzt an Korneswerth	75	"
" " " Blätterfutter	10	"
Seine Kuh hat ein neues Kalb gebracht, das erst gekaufte kann er daher verwerthen für	4	"
Die ersten 3 Mutterschweine haben in 18 Monaten dreimal geworfen, es sind werth die erst geworfenen 12 Ferkeln, die jetzt schon 18 Monate alt sind	15	"
Die 12 einjährigen Ferkeln sind werth .	12	"
und endlich die 12 Milchferkeln	4	"
Von den Hühnern hat der Farmer gegen 12 Dutzend Kücken à 1 Dollar . . .	12	"
	152	Dollars.

Außerdem hat der Farmer eine Menge Milch, Butter, Molasses, Gartengemüse, Kartoffeln, Kohl — mit einem Worte fast seinen Bedarf für den Hausstand gezogen. Wir kommen in unserer Berechnung aber erst zu einem richtigen Resultat, wenn wir den Werth der Farm mit dem ganzen Inventar betrachten, denn darnach richtet sich der Credit des Besitzers, und Credit ist eben in Amerika der Hebel, der Alles in Bewegung setzt.

Die Farm hatte gekostet	54	Doll.	—	Cent.
Geräthschaften u. Haus-Einrichtung	105	=	50	=
Eine Kuh mit dem Kalbe . . .	15	=	—	=
Drei einjährige Säue	3	=	—	=
Ein Dutzend Hühner	1	=	—	=
	178	Doll.	50	Cent.

Der Farmer besitzt jetzt

Eine Farm mit 6 Acker klaren Landes, ein Haus mit Einfriedigung	120	Doll.	—	Cent.
Eine Kuh mit einem neugeborenen Kalbe	15	=	—	=
Ein Kalb von 18 Monaten . . .	4	=	—	=
Drei alte Säue à 4 Dollars . .	12	=	—	=
Zwölf 1jährige, zwölf $1^1/_2$jährige und 12 Milchferkeln	31	=	—	=
Geräthschaften und Hauseinrichtung, angenommen, daß es durch den Gebrauch um 50 % im Werth verloren habe	52	=	75	=
1 Dutzend alte Hühner und 12 Dtzd. Kücken	13	=	—	=
Die ganze Erndte mit Inbegriff der Kartoffeln, des Weißkohls u. s. w.	100	=	—	=
	347	Doll.	75	Cent.

In Wirklichkeit ist der Farmer aber viel reicher, als hier berechnet wurde. Wir haben sein Korn zu dem Preise berechnet, den es im Handel hat, wollen nun aber einen Ueberschlag machen, wie viel Vieh er damit zu füttern im Stande ist und welcher Vortheil ihm dadurch erwächst.

Um die Kuh und ihr Kalb im Winter zu füttern, braucht der Farmer sein Blätterfutter und an Korn	30	Bushel.
Drei Schweine zu mästen (die $2^{1}/_{2}$jährigen Säue)	18	„
Das $1^{1}/_{2}$jährige Kalb zu füttern . . .	25	„
Zum Füttern der Hühner	1	„
Zum Mästen von 12 $1^{1}/_{2}$jähr. Schweinen	72	„
Zum Füttern von 24 Stück Jungschweinen höchstens	60	„
	206	Bushel.

Die 16 Schweine, die auf diese Weise gemästet werden, sind durchschnittlich werth 8 Dollars pr. Stück, also im Ganzen .		128 Dollars.
Sie haben gefressen 90 Bushel Korn à 25 Cent . . .	$22^{1}/_{2}$ Doll.	
In unserer obigen Berechnung waren sie werth . . .	27 „	
		$49^{1}/_{2}$ Doll.
So profitirt der Farmer durch das Mästen der Schweine		$78^{1}/_{2}$ Doll.
Das Rind hat ferner gefressen 25 Bushel . . .	$6^{1}/_{4}$ Doll.	
Es war werth nach unserer Berechnung	4 „	
	$10^{1}/_{4}$ Doll.	
Ein zweijähriges fettes Rind kostet . .		15 Dollars.

Also hat der Farmer durch das Füttern desselben $4^3/_4$ Dollars, mithin im Ganzen durch das Füttern seines Viehes $83^1/_4$ Dollars profitirt, oder mit andern Worten 115 Bushel Korn zu $83^1/_4$ Dollars verwerthet. Er behält aber von den geerndteten 300 Busheln 114 Bushel übrig, und kann dieselben entweder gegen baares Geld verkaufen oder aber in Vieh füttern, welches er auf Credit gekauft hat. Es ist durchgängig Sitte, Vieh auf einjährigen Credit zu kaufen; man stellt eine Note aus, in welcher man sich verpflichtet, an dem und dem Tage eine gewisse Summe zu zahlen, muß aber von dem Tage des Ausstellens die Note mit 6 Prozent verzinsen.

Ich habe bei allen obigen Berechnungen mäßige Preise angenommen, dafür aber die Möglichkeiten des Erkrankens, besonderer Unglücksfälle u. s. w., als außer aller Berechnung liegend, nicht berücksichtigt. Wenn der Ansiedler krank wird, daher seine Farm nicht bestellen kann, wenn das Vieh stirbt, Mißerndten eintreten, dann allerdings lassen sich keine günstigen Resultate erwarten; glückt es aber einigermaßen, so lassen sich leicht noch größere Vortheile erzielen, als ich oben nachgewiesen habe. Es leben bei Washington eine Menge Osnabrücker, die vor 10 Jahren bettelarm waren, jetzt aber ihre Farm ohne Inventar nicht unter 3—4000 Dollars verkaufen.

Wenn es auch leichter ist, in dem Klima des Missouri-Staates Vieh und Getraide zu ziehen, als in Deutschland, so erfordert es dennoch Fleiß und Ausdauer, Mühe und Arbeit. Der Ansiedler schmeichle sich ja nicht mit der Hoffnung, daß er nichts zu arbeiten, nichts zu thun brauche; er wird im Gegentheil oft daran zurückdenken, wie bequem und leicht die Arbeit in Europa war. Dort arbeitete er mit Geräthschaften, deren Gebrauch ihm von Jugend auf bekannt war; Alles um ihn her trug den althergebrachten Stempel, ein jeder Arbeiter wußte sein Geschäft

am rechten Ende anzugreifen, und stieß ihm einmal etwas Neues auf, so konnte er sich an hundert Stellen Raths erholen. Abends, nach vollbrachter Arbeit, fanden sich die Nachbarn zusammen, dann und wann war ein Erndtefest, Tanz im Dorfe oder sonst eine allgemeine Belustigung, an welcher selbst der Aermste theilnehmen durfte. Ganz anders ist es hier. Alles, ohne Ausnahme Alles ist neu und dem Einwanderer unbekannt; er muß täglich lernen, durch eigene Erfahrung lernen und oft blutiges Lehrgeld geben. Mitten im dichten Walde schlägt er aus rohen Baumstämmen sein elendes Häuschen auf, er muß sich alle Vergnügungen, alle Lustbarkeiten für mehre Jahre versagen, er muß hart und schwer arbeiten.

Während er aber in Europa sein ganzes Leben hindurch, so zu sagen, für nichts und wieder nichts arbeitet, und seinem Schöpfer danken muß, wenn er nach dreißig- und vierzigjährigen Mühen und Plagen in seinen alten Tagen vor Mangel geschützt ist, während er in Europa fast niemals zu einem Besitz, einem Eigenthum kommt — erreicht er dieß Alles in wenigen Jahren in Amerika. Dieß ist der große Reiz, der hier mit der Arbeit verknüpft ist. Man weiß, wofür und wozu man arbeitet; man sieht von Jahr zu Jahr das Vermögen, den Besitz steigen und weiß, daß man seinen Kindern etwas Reelles hinterlassen kann. Der Einwanderer, der in seiner Heimath durch körperliche Arbeit sein Brod erwerben mußte, war daran gewöhnt, oft mit neidischen Blicken den Gutsherrn und reichen Bürger zu betrachten, der bequem von seinen Zinsen leben, jagen, reisen und nur seinem Vergnügen leben konnte; hier sieht der Einwanderer Jeden arbeiten, er fühlt sich auf gleicher Stufe mit dem Reichsten, legt das Knechtische, Demüthige in seinem Wesen ab und wird ein freier Mann voll Selbstgefühl und Selbstvertrauen. Ein solches Bewußtsein ist aber mehr werth, als alle

Erndtefeste, Vogelschießen und Tanzlokale Europa's! Ich habe nirgends so frohe, heitere und zufriedene Deutsche gefunden, wie hier; man hört kein Klagen, kein Lamentiren und Betteln, kein Seufzen über schwere Arbeit und schlechte Zeiten, und das Einzige, wonach man sich hier sehnt, sind deutsche Ansiedler, mit denen man Umgang haben könnte.

Die Amerikaner sind den Deutschen nicht sehr hold, und dieß aus sehr triftigen Gründen. Die ersten deutschen Einwanderer und viele der jetzt Einwandernden waren und sind nichtsnutzige Subjekte, entlaufene Verbrecher, Tagediebe u. s. w. Nun bin ich zwar weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Amerikaner unter ihrem eigenen Volke nicht vollkommen so viele schlechte Individuen hätten, wie wir Deutschen; aber es erregte und erregt heutigen Tages noch die Einwanderung vielen Gesindels den gerechten Unwillen der Amerikaner. Hierzu kommt, daß eine große Menge Deutscher ohne alle Mittel auswandern, die Gemeinde schießt zusammen, um das Reisegeld für eine arme Familie bis New-York oder New-Orleans aufzutreiben, und die so „versorgte" Familie muß sogleich betteln, wenn sie nicht Hungers sterben will — was sie freilich dennoch sehr oft thut. Der Amerikaner haßt aber das Betteln; er weiß, daß jeder sein reichliches Brod finden kann, wenn er nur arbeiten will, hält daher jeden Bettler für einen Faulpelz, der sich durch Andere will füttern lassen.

Außer diesen beiden traurigen und sehr zu beherzigenden Gründen, giebt es noch einen dritten Grund, warum die Amerikaner den Deutschen nicht recht mögen, und dieser ist Gott sei Dank für uns sehr ehrend und schmeichelhaft. Der Deutsche ist fleißiger und thätiger, und besonders ist die deutsche Frau thätiger, als die Amerikaner und deren Frauen. Ich kenne hier deutsche Frauen, die in un-

ermüdeter Thätigkeit ihren Männern helfen; ja, ich kenne eine, die ihre Farm ganz allein besorgte, während ihr Mann nach Kalifornien ging, um Gold zu graben. Die Amerikanerin arbeitet aber nie. Sie wäscht, bügelt, näht und strickt, melkt die Kühe — aber sie thut nichts weiter. Es wohnt in diesem Augenblicke auf meiner Farm ein verheiratheter Arbeiter, der für mich eine Fence auffsetzt. Jeden Tag höre ich die Frau ihrem Mann zurufen, daß er für sie das Pferd satteln möge; er muß dann von seiner Arbeit weggehen, den Gaul einfangen, satteln und am Zaume halten, bis seine Lady aufgestiegen ist — was leider oft sehr lange dauert.

Die natürliche Folge unseres Fleißes ist, daß es uns besser geht, als den Amerikanern; wir bauen hübsche Häuser, legen Gärten an, haben blankes fettes Vieh und vermehren unser Vermögen, während nur sehr wenige Amerikaner etwas Anderes thun, als ihren Besitz eben im guten Stande erhalten. Wir sind ferner freisinniger, als die meisten Amerikaner, namentlich in Religions-Ansichten, kümmern uns nicht sehr um die Sonntagsfeier und weichen überhaupt so sehr von ihnen ab in unserm ganzen Thun und Treiben, daß wir ihnen im Allgemeinen nicht sehr angenehm sind.

Es ist thöricht und ungerecht, deswegen einen Groll gegen die Amerikaner zu hegen. Sie sind die Herren und Eigenthümer des Landes, in welchem der Europäer sein Glück zu machen sucht; dafür aber, daß sie uns gastfrei aufnehmen und uns vollkommen gleiche Rechte mit ihren eigenen Landeskindern einräumen, müssen wir dankbar sein, und wir dürfen nicht erwarten, daß der Amerikaner jedem Einwanderer freundlich entgegen komme und ihm seine Nationalität, seine Sprache, Religion und Politik zum Opfer bringe. Leider erwarten eine Menge Einwanderer dieses; kaum haben sie in dem neuen Vaterlande festen Fuß

gefaßt, so betrachten sie sich als die Herren und Tonangeber und lassen den Amerikaner ihr Uebergewicht fühlen.

Durch Fleiß, Moralität und Sparsamkeit erwirbt sich jeder Einwanderer die Achtung der Eingeborenen, und es sollte jeder Deutsche in Amerika dieses Ziel vor Augen haben.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie es dem armen Einwanderer, der sich dem Landbau im Missouri-Staate widmet, aller Wahrscheinlichkeit nach geht. Werfen wir jetzt einen Blick in die Zukunft, die sich ein wohlhabender Einwanderer hier versprechen darf.

Ein deutscher Bauer, Obstgärtner oder Winzer, der mit einer Frau und 3 bis 4 Kindern im Missouri-Staate sich niederläßt, ist schon wohlhabend zu nennen, wenn er 2000 Dollars im Vermögen hat. Wir wollen annehmen, daß er unter obigen Verhältnissen in Portland landet, und wollen auch ihn bei seinen ersten Unternehmungen begleiten; da er Farmer werden will, sich also gleich nach einer Farm umsieht, so wollen wir ihn vor allen Dingen warnen, seine Absicht, Farmer zu werden, nicht zu verrathen.

Es giebt fast keinen Amerikaner, der nicht zu jeder Stunde bereit wäre, sein Eigenthum zu verkaufen; der größte Theil der Farmer ist den ganzen Kaufschilling schuldig oder hat doch nur sehr wenig darauf ausbezahlt; ein weiterer großer Theil will nach Texas, Californien, Oregon, Illinois — kurz nach irgend einem Theile der Vereinigten Staaten, der ihn besonders anlockt. Es ist mir höchst merkwürdig gewesen wahrzunehmen, daß eine große Zahl der ersten Ansiedler in Texas nach dem Missouri-Staate wandern, während die Bewohner des Missouri-Staates wiederum nach Texas ziehen. Nach Californien gehen jährlich eine Menge Menschen aus allen Theilen Nord-Amerika's; sie kehren aber gewöhnlich nach 2 bis 3 Jahren in ihre alte Heimath zurück — d. h. wenn sie

in Californien nicht ermordet worden oder auf sonstige Weise um's Leben gekommen sind. Diese Verhältnisse und der unstäte Sinn der Amerikaner, verbunden mit dem Reiz, eine Summe baaren Geldes in die Hand zu bekommen, bringen es mit sich, daß Jeder gern sein Eigenthum verkauft. Sobald aber ein Farmer merkt, daß Jemanden an seinem Besitz gelegen ist, geht er begreiflich mit dem Kaufpreise in die Höhe und verlangt ganz übertriebene Summen. Mir wurde vorigen Sommer eine Farm für 1000 Dollars angeboten; als ich eine ebenso gute für 410 Dollars mit Inbegriff der Erndte kaufte, fragte mich der Besitzer der erst angebotenen Farm, warum ich seine Farm nicht genommen hätte, für 600 Dollars hätte ich sie bekommen können. — Der Ansiedler muß sich daher wohl in Acht nehmen, seine Gelüste nach irgend einer bestimmten Farm laut werden zu lassen, oder gar selbst ein Angebot zu thun. Er kennt durchaus nicht den Werth einer Farm und ist wirklich einem Kinde zu vergleichen, dem alles selbstständige Urtheil fehlt. Damit er sich aber einigermaßen selbst Rechenschaft ablegen könne über das, was er von einer guten Farm verlangen kann, wollen wir die Rathschläge, die wir oben für den mittellosen Farmer angeführt haben, weiter verfolgen.

Ein wohlhabender Farmer wird nicht leicht eine Farm kaufen, die unter 80 Acker Land enthält. Von diesen 80 Ackern müssen 35 bis 40 Acker so beschaffen sein, daß sie angebaut werden können; 20 bis 25 Acker müssen gutes, ebenes Bottomland sein, und es dürfen nicht mehr als 15 Acker Hügelland für Hafer und Heufechsung in Anschlag gebracht werden. Es wird allerdings nicht leicht eine derartige Farm mit 40 Ackern urbar gemachten und eingefriedigten Landes für einen billigen Preis zu haben sein, und die gewöhnliche Zahl der gerodeten Acker ist 15 bis 20. Der Ansiedler hat daher mehr auf das, was au[s]

der Farm werden kann, als auf das, was sie bereits ist, sein Augenmerk zu richten. Da eine neue Farm immer einer bereits viele Jahre bebauten vorzuziehen ist, so muß der Ansiedler darnach sehen, ob auf den urbar gemachten Feldern Fliederbüsche (Hollunder) wachsen; diese sind immer ein sicherer Beweis für das Alter einer Farm. Der erfahrenere Einwanderer kann schon aus dem Aussehen der Fencen und den Rissen in dem Hügellande ein ziemlich richtiges Urtheil über das Alter der Farm fällen, und da der Käufer hierauf auch sein Augenmerk zu richten hat, so wollen wir über beides einige Bemerkungen fallen lassen.

Die urbar gemachten Hügel erhalten durch die starken Gewitterregen, welche im Sommer fallen, anfänglich in der lockern Damm-Erde, mit der sie bedeckt sind, kleine Risse, die sich längs der ganzen Länge des Hügels herabziehen. Von Jahr zu Jahr erweitern sich diese Risse, und da die Wassermenge des ganzen Hügels in sie hinein gerissen wird, so wühlt diese allmählig ganz tiefe Schluchten aus, so daß man in manche derselben die größten Häuser hineinstellen könnte. Arbeitet man diesen Rissen gleich entgegen, wirft man etwas loses Gestrüpp hinein oder füllt man sie auch nur mit etwas Erde aus, so verschwinden sie in kurzer Zeit. Haben sie aber erst einen bedeutenden Umfang gewonnen, so erfordert es sehr viel Mühe und Arbeit, um sie auszufüllen.

Die Fencen stehen, wie ich bereits oben angeführt habe, bei guter Behandlung, d. h. bei fleißigem Weghauen des sie umgebenden und durchwachsenden Gebüsches 15 bis 20 Jahre. Da die unteren Riegel unmittelbar auf der Erde aufliegen, der Feuchtigkeit also vielmehr ausgesetzt sind, als die obern, so wechselt man nach 8 bis 10 Jahren gewöhnlich die untersten gegen die obersten aus, denn es ist von besonderer Wichtigkeit, daß gerade die untersten Riegel stark und gesund sind, damit die Schweine sie nicht

ausheben oder gar durchbrechen können. Wo der Ansiedler also eine Fence findet, die oben faule morsche Riegel hat, da kann er schon überzeugt sein, daß die Farm, der sie angehört, wenigstens 10 Jahre lang in Betrieb gewesen ist.

Das Wohnhaus hat wenig Einfluß auf den Werth einer Farm; es ist gewöhnlich sehr einfach, aus Baumstämmen aufgeführt, undicht, hat schlecht schließende Thüren und Fenster, schlechten Fußboden und ein noch schlechteres Dach. Der Deutsche macht sich doch meistens daran, ein neues Haus zu bauen, oder wenigstens das alte auszubessern, eine Küche zu errichten, einen Keller zu graben — so daß ihm am Ende nicht viel daran liegt, wie das vorgefundene Haus beschaffen ist. Findet der Ansiedler aber ein Haus, unter welchem ein gemauerter Keller angebracht ist, so kann er sich's gern gefallen lassen, wenn ihm das Wohnhaus zu 100 Dollars angerechnet wird.

Die Stallungen und Kornkrippen, welche sich auf einer Farm befinden, haben wenig Einfluß auf den Preis der Farm selbst. Man muß sich das Vorhergesagte in's Gedächtniß zurückrufen und sich erinnern, daß das Vieh eigentlich keine Ställe hat; hin und wieder findet man allerdings aus rohen Baumstämmen einen Verschlag aufgeführt, in welchem das Vieh bei harter Kälte Schutz sucht; diese Verschläge sind aber vollkommen undicht, ermangeln jeder Verschaalung mit Brettern, haben selten eine Thür und noch seltener Fenster aufzuweisen — genügen daher in keiner Beziehung den Anforderungen eines deutschen Landmannes und haben in ihrer ursprünglichen Gestalt und Einrichtung fast gar keinen Werth für ihn. Nicht viel besser sind die Kornkrippen, obgleich man hin und wieder einige antrifft, die gegen das Eindringen des Windes geschützt sind.

Ein wichtiger Gegenstand für den Farmer ist eine ein-

gefriedigte Viehweide. Wo eine solche sich vorfindet, muß sie folgende Bedingungen erfüllen. Sie muß vor allen Dingen im Walde angebracht sein, damit das Vieh in der heißen Jahreszeit unter den Bäumen Schatten finden kann; das Untergebüsch des Waldes dagegen muß ausgehauen sein und der Waldboden muß mit Bluegrass — einem dichten kurzen Gras — bewachsen sein. Die Einfriedigung oder Fence muß wenigstens 8 Fenceriegel hoch und namentlich unten so dicht sein, daß kein Schwein oder Ferkel durchkriechen kann; endlich muß in der Weide eine Quelle oder ein Creek sich befinden, der immer so viel Wasser giebt, daß das Vieh hinreichend damit versehen ist. Bei einer Farm von 80 Ackern, auf der also höchstens 5 bis 6 Stück Milchkühe, 5 bis 6 Kälber und 3 bis 4 Rinder gehalten werden, ist eine solche Viehweide nicht leicht über 20 Acker groß. Sie bietet sehr große Annehmlichkeiten und verhütet, daß das Vieh sich zu weit von der Farm entfernt, Tage lang ausbleibt und endlich ganz um die Milch kommt. Bei schönem Wetter während des Winters findet das Vieh immer etwas Futter an dem Bluegrass und der Farmer kann sein Korn, das er sonst hätte verfüttern müssen, sparen.

Wo eine solche Weide nicht schon besteht, da muß der neue Ansiedler genau Acht haben, ob sich mit Vortheil eine neue anlegen läßt. Die Kosten der Anlage würden sich ungefähr wie folgt berechnen lassen.

1)	Das Weghauen des Unterbusches und Verbrennen desselben auf 20 Ackern	60 Dollars.
2)	Einfenzung von 20 Ackern erfordert 3800 Riegel; das Hauen, Bringen und Aufsetzen derselben kostet . .	47 „
3)	Ein Thor in der Einfenzung zum Heraus- und Hineinlassen des Viehes	2 „
		109 Dollars.

Es geht aus dieser Berechnung hervor, daß eine Farm mit einer guten 20 Acker großen Viehweide hundert Dollars mehr werth ist, als eine ganz gleiche Farm, die keine Viehweide enthält.

Ein weiterer Vorzug, den eine Farm bieten kann, ist ein Obstgarten. Es finden sich freilich fast bei jeder Farm einige Obstbäume, bisweilen ausgedehnte Obstgärten — aber die Bäume sind selten edel, immer ganz verwahrlost und sehr oft tief im Bottom gepflanzt, so daß sie nur selten Früchte bringen. Soll ein Obstgarten den Werth der Farm erhöhen, so müssen die darin stehenden Bäume jung und edel sein und die ganze Anlage muß auf einem Hügel Platz gefunden haben. Pfirsichbäume geben einer Farm nur dann Werth, wenn sie in großer Zahl vorhanden sind; funfzig und selbst hundert Pfirsichbäume können den Preis einer Farm nicht erhöhen.

Hat der Ansiedler nun eine Farm gefunden und gekauft, die seinen Erwartungen entspricht, und hat er es nicht versäumt, sich einen richtigen Deed zu verschaffen, so sind die Wege, die er für die Zukunft einschlagen will und kann, zu verschieden, als daß wir eine allgemeine Berechnung anstellen könnten über den wahrscheinlichen Erfolg seiner Unternehmungen. Wir haben beim Obstbau und der Viehzucht gesehen, welche Vortheile diese beiden Zweige der Landwirthschaft bieten, und wollen deswegen in dem Nachstehenden nur die Farmerei im Auge behalten.

Es wird nothwendig sein, uns ein klares Bild der Verhältnisse zu entwerfen, unter denen der „wohlhabende Farmer“ sein hiesiges Leben beginnt, und wir wollen daher annehmen, daß er eine baare Summe von 2000 Dollars, eine Frau und drei Kinder mitgebracht habe. Die Farm, welche er kaufte, soll allen möglichen Bedingungen entsprochen haben, Obstgarten, Viehweide, Bottomland, einen gemauerten Keller und vor allen Dingen eine ge-

sunde Lage bieten, und somit tausend Dollars gekostet haben.

Es stellen sich dann folgende Ausgaben heraus:

1)	Eine Farm	1000	Dollars.
2)	Ein paar gute Pferde	150	=
3)	Ein Arbeitswagen	50	=
4)	Pferdegeschirr, Sättel für Mann und Frau	40	=
5)	Drei Pflüge, u. zwar ein Brechpflug, ein 1spänniger und ein 2sp. Pflug	21	=
6)	Vier Kühe mit den Kälbern . . .	60	=
7)	Vier Mutterschweine und vier einjährige Ferkeln	28	=
8)	Zwei Aexte, eine Säge, Bohrer, Ziehmesser, Sensen und sonstige Geräthschaften für Feld und Haus . . .	50	=
9)	Haus-Einrichtung, d. h. Betten, Tische, Stühle, Kochgeschirr und sämmtliche Haus-Utensilien	150	=
10)	Lebensmittel auf ein Jahr für die Familie	120	=
11)	Futter für das Vieh für $^1/_2$ Jahr	50	=
		1719	Dollars.

Durch einen solchen Besitz ist ein Jeder, der arbeiten kann und will, für alle Zukunft vor Sorgen und Mangel gesichert. Wer nicht so viel Geld zur Verfügung hat, also statt der beiden Pferde ein Paar Ochsen, statt vier Milchkühe zwei Kühe kaufen muß, der kann immerhin mit einem Kapital von 1500 Dollars — welches ihm einen Credit von wenigstens 1000 Dollars eröffnet, sich einen wohlhabenden Mann nennen.

Wir wollen nun annehmen, daß die gekaufte Farm 80 Acker groß sei, sie soll 25 Acker Bottomland, 15 Acker

Hügelland und 20 Acker Viehweide enthalten, so bleiben 20 Acker Wald, die uneingefriedigt sind.

Der Farmer vertheilt seine Felder nun wie folgt. Von den 25 Ackern Bottomland bebaut er 15 Acker mit türkischem Korn und 10 Acker mit Hafer; von den 15 Ackern Hügelland legt er zehn in Obst — es sei denn, daß er sich mit der Obstzucht nicht befassen wolle — und 5 Acker in Kartoffeln, Rüben und Weißkohl.

Wir haben schon vorher gesehen, daß ein Acker Korn 60 Bushel bringt, der Farmer würde also 900 Bushel Korn ziehen, also bei weitem mehr, als er für seinen anfänglichen Viehstand bedarf; auf den 10 Ackern, die er mit Hafer bepflanzt hatte, zieht er 250 bis 300 Bushel Hafer, — mehr als seine Pferde zu verzehren im Stande sind. Auf den 10 Ackern, welche sonst auch mit Obstbäumen bepflanzt werden können, legt der Farmer eine Wiese an; 4 Acker mit Kartoffeln geben 800 Bushel, und ein halber Acker Weißkohl bringt 2400—2500 Köpfe, von denen 2000 verkauft werden. Die Rüben von dem letzten halben Acker werden als Viehfutter verwendet.

Wie das Korn bestellt wird, haben wir schon oben gesehen; es bietet sich dem Besitzer von Pferden und Pflügen aber freilich der Vortheil, daß er mit diesen leisten kann, was der arme Ansiedler mit der Hacke verrichten muß. Im Beginn des Mai's pflügt der Farmer durch das ganze für Korn bestimmte Feld Furchen, die 3 Fuß weit von einander entfernt sind; sobald dieß geschehen ist, pflügt er rechtwinklig auf die erstgemachten Furchen — wiederum in Abständen von 3 Fuß — parallele Furchen, so daß das ganze Feld in Vierecke getheilt erscheint, deren Seiten 3 Fuß messen. Wo sich die Furchen schneiden, werden immer zwei Körner hineingeworfen, die dann sogleich mit der Hacke verdeckt werden, damit die blackbird's — eine Art Staar — sie nicht auffressen. Man darf

sich das Pflügen aber nicht so vorstellen, wie man es in Deutschland zu sehen gewohnt war. Der amerikanische Pflug ist einem spitzzulaufenden Schlitten, an dessen Schnabel das Pflugeisen sitzt, zu vergleichen; er ist leicht und behende, so daß ein zwölfjähriger Knabe ihn ohne Mühe lenken kann. Das Feld, welches von diesen Pflügen aufgebrochen wird, ist mit den Stumpfen der abgehauenen Bäume angefüllt, so daß der Pflug jeden Augenblick über einen solchen Stumpfen weggehoben werden muß. Ich zähle in diesem Augenblicke aus meinem Fenster auf Einem Acker 16 dicke Baumstumpfen, Reste des einstigen Urwaldes, und auf einem erst kürzlich urbar gemachten Stück Landes könnte ich leicht hundert Baumstumpfen auf jedem Acker zählen, die erst nach zehn Jahren gänzlich verschwunden sein werden.

Ist das Korn in die Höhe geschossen, so pflügt der Farmer mit einem einspännigen Pfluge zwischen den Reihen durch, und je öfter er auf solche Weise die einzelnen Pflanzen häufelt, je öfter er die Erde auflockert, um so reicher wird seine Erndte ausfallen. Man nimmt an, daß ein Stück Korn, welches zehnmal durchgepflügt wird, vorzüglich gut bestellt ist.

Der Hafer, welcher hier weniger gut ist, als in Deutschland, wird im März und auch erst Anfangs April gesäet. Der Farmer hat sehr Acht zu geben, daß er ihn vor der vollkommenen Reife abmähe, weil er sonst den größten Theil seiner Erndte verlieren würde. Von allen Produkten des Farmers ist der Hafer das billigste und schlechtest bezahlte, so daß Niemand sich darauf einlassen kann, Hafer für den Verkauf zu ziehen. Der Preis eines Bushels ist in diesem Augenblicke in St. Louis 33 Cent; da der Farmer bei einer Einsaat von 5 Bushel nicht leicht mehr als 30 Bushel auf einem Acker zieht, so würde er demnach für die Erndte eines Ackers nicht mehr als 9 Doll.

90 Cent loco St. Louis beziehen und fast gar nichts für seine Arbeit übrig behalten. Man kauft den Hafer hier immer unausgedroschen in Bündeln, die den in Deutschland bekannten an Größe ganz gleich sind; ein solches Bündel kostet 1 Cent. Da ein Pferd an einem Tage nicht mehr als 8 solcher Bündel frißt, so kann man leicht berechnen, daß man es ein ganzes Jahr hindurch für 29 Doll. 20 Cent erhalten kann, wenn man ihm nichts als Haferstroh mit dem darin enthaltenen Hafer reicht. Wer sein Pferd hier sehr stark braucht, der giebt ihm täglich 24 Aehren Korn und 3 Bündel Hafer, was, für ein ganzes Jahr in Geld berechnet, betragen würde 32 Dollars 85 Cent. Der Farmer muß also, da er seinen Hafer nicht mit Vortheil verkaufen kann, sein Vieh damit füttern, und da wir schon oben sahen, welchen reichen Gewinn die Viehzucht bringt, so würden wir nur bereits Gesagtes wiederholen, wenn wir hier eine abermalige Berechnung anstellen wollten.

Die Wiesen werden hier gewöhnlich auf Hügelabhängen angelegt, wo sie eben so gut gedeihen wie im Bottom. Ich habe von keinem einzigen Farmer in Erfahrung bringen können, wie viel Fuder Heu auf einem Acker wachsen können. Der Wiesenbetrieb liegt hier überhaupt sehr im Argen, denn es wird das Grummet z. B. nicht gemäht, und doch kostet ein Fuder Heu 5 bis 6 Dollars. Da das Gras hier eben so üppig wächst wie in Deutschland, und das Heu stets gegen baares Geld verkauft werden kann, so glaube ich, daß ein regelmäßiger Wiesenbetrieb sich hier sehr gut bezahlen würde. Es fehlt freilich so sehr an Arbeitern, daß man viel Mühe hat, Männer zu finden, welche bei der Heuerndte helfen könnten; wer sich indessen bei Zeiten umsieht, der kann leicht so viele Negersklaven für einen Sonntag engagiren, daß er ein Stück Wiese von 10 Ackern mähen lassen kann. Der Preis für einen Mähder

ist 1¼ bis 1½ Dollar pr. Tag, nebst freier Beköstigung, in welcher Wiskey die Hauptrolle spielt. Der Einwanderer lasse sich nur nicht einfallen, den Lohn eines Mähders durch eigene Arbeit ersparen zu wollen. Die ungewohnte Sonnenhitze greift den Europäer in den ersten zwei bis drei Jahren so sehr an, daß er eine schwere Arbeit in derselben nicht ertragen kann, und Heumähen gilt hier für die schwerste Arbeit.

Die Kartoffeln werden im April gesetzt und, ähnlich wie in Deutschland, mehrmals gepflügt oder gehäufelt. Bei günstiger Lage des ihnen angewiesenen Terrains, kann man aus einem Acker, der mit 5 bis 6 Busheln besetzt wurde, 200 Bushel erndten. Der Preis der Kartoffeln ist sehr verschieden; bisweilen kostet der Bushel 30 Cent — dann wieder 1 Dollar; bald ist der Preis in St. Louis höher, als bei Portland, bald geringer. Es läßt sich indessen, wie ich von Kaufleuten erfahren habe, die lange Zeit mit Farmer-Produkten handelten, ein Durchschnittspreis von 35 Cent für den Bushel in St. Louis annehmen. Wenn also ein Farmer auf 4 Ackern 800 Bushel Kartoffeln zieht und hiervon 50 für seinen Hausbedarf zurückhält, so kann er 750 Bushel verkaufen und dabei annehmen, daß ihm wenigstens 28 Cent pro Bushel rein übrig bleiben, mithin im Ganzen die Summe von 210 Dollars. Viele Farmer graben ihre Kartoffeln im Herbst ein und verkaufen sie im Frühjahr nach St. Louis. Bisweilen bringt ihnen dieses großen Gewinn; es sind aber auch Beispiele genug, daß die Kartoffeln in St. Louis im Frühjahr billiger waren, als im vorhergehenden Herbst — der Farmer hat also Zeit und Geld zugleich verloren.

Der Weißkohl wird im Mai in Reihen gepflanzt, die 2 bis 2½ Fuß weit auseinander stehen; es lassen sich mithin auf einem halben Acker 2500 Köpfe ziehen. Ihre Bearbeitung ist dieselbe wie in Deutschland; sie werden

mit der Hacke gehäufelt und vom wuchernden Unkraut befreit; als Mittel gegen Raupen und Würmer kann ich Steinkohlen-Asche empfehlen, welche auf die Pflanzen gestreut wird. Wie alle Preise schwankend sind, so schwanken auch die der Kohlköpfe, man kann aber immerhin annehmen, daß 3 Cent für den Kopf der niedrigste und 6 Cent der höchste Preis sei. Nehmen wir nur an, daß dem Farmer 2 Cent rein übrig bleiben, so hat er von einem halben Acker eine Einnahme von 50 Dollars zu erwarten.

Die Rüben bilden keinen weitern Handels-Artikel, können daher nur als Viehfutter in Betracht kommen.

Um eine Farm so zu bestellen, wie ich oben angedeutet habe, muß der Farmer außer seiner eigenen unausgesetzten Thätigkeit noch über die Arbeitskraft eines Mannes verfügen können. Hat er unter seinen Kindern halberwachsene Söhne, so können diese ihm beim Pflügen und vielen andern Arbeiten helfen; sind seine Kinder aber noch zu jung, um wesentliche Arbeiten zu verrichten, so muß der Farmer einen Arbeitsmann annehmen oder einen Neger miethen. Trotzdem, daß eine große Menge Menschen die Neger der Trägheit bezüchtigen, gebe ich einem Neger den Vorzug vor einem amerikanischen Arbeiter. Bei freundlicher und gütiger Behandlung leistet ein Neger immerhin so viel, wie der stärkste Einwanderer in den ersten Jahren seines Hierseins nicht zu leisten vermag; der amerikanische Arbeiter ist, wenn er arbeitet, unvergleichlich; es geht ihm Alles von der Hand, er ist anstellig, ausdauernd und zäh. Leider ist er aber unbeständig und wetterwendisch; wenn der Farmer ihn am meisten bedarf, geht er plötzlich aus der Arbeit, oder es beliebt ihm zu jagen, zu tanzen, auszureiten — kurz irgend Etwas zu thun, was ihm Unterhaltung gewährt. Wer das Glück hat, einen deutschen Arbeiter in seinen Dienst zu ziehen, der wird jedenfalls

am besten fahren, denn der Deutsche ist fleißiger und thätiger und hat mehr Interesse für das Gedeihen dessen, was er selbst gepflanzt und gesäet hat, als der Amerikaner; er läuft nicht ohne Grund davon, sucht nicht so leicht Händel und kann sich mit dem deutschen Ansiedler besser verständigen. Nach den Erfahrungen, die ich bisher habe sammeln können, würde ich immer noch dabei profitiren, wenn ich einem deutschen Arbeiter doppelt so viel Lohn gäbe, als einem amerikanischen.

Es giebt für den Farmer eine Menge Arbeiten, die er nicht selbst verrichten kann und die er durch eingeborene Arbeiter am besten besorgen läßt; hierzu gehören alle Arbeiten mit der Axt. Der Ansiedler darf sich nie darauf einlassen, eine solche Arbeit anders als im Akkord an Jemanden zu vergeben; in diesem Akkord, den er schriftlich macht, muß der Tag festgesetzt sein, an welchem die Arbeit vollendet werden muß. Wer sich darauf verläßt, daß die hiesigen Arbeiter aus Theilnahme, Rücksicht oder sonstigen Motiven eine Arbeit vollenden werden, der wird sich bald getäuscht sehen. Man sagt dem Arbeiter: „ich gebe Dir so und so viel sobald Du fertig bist; Du hast die Arbeit so und so zu vollenden und an einem bestimmten Tage abzuliefern; sobald die Arbeit fertig ist, bekommst Du Dein Geld.“ Es wird nun selten ausbleiben, daß der Arbeiter zwei oder drei Tage nach der Uebernahme des Akkords Vorschuß verlangen wird; wer hierauf eingeht, der kann gewiß sein, daß er es später bitter bereut. Man darf hier nie etwas bezahlen, bis man den gekauften Gegenstand in Händen hat; man darf einem Arbeiter, den man nicht persönlich genau kennt, niemals einen Vorschuß geben.

Wer sich diese Rathschläge merkt, der wird sich manches Lehrgeld ersparen.

Es wird sich manchem meiner Leser die Frage aufgedrängt haben, wie es möglich sei, hier für so geringen

Preis eine Farm zu kaufen, da ihr Betrieb doch ein so vortheilhaftes Resultat liefere? Die Antwort hierauf ist eigentlich schon durch obige Bemerkung über die Arbeiter ertheilt. Wer hier eine Farm kauft, der giebt nicht nur sein Kapital an baarem Gelde, sondern auch das viel größere seiner eigenen Arbeitsfähigkeit dafür hin, und der Verkäufer einer Farm erhält nicht nur die Kaufsumme, sondern es wird auch ihm seine Arbeitsfähigkeit, die er bisher der Farm widmete, zur anderweitigen Verwendung zurückgegeben. Da ein Arbeiter aber einen Dollar den Tag verdienen kann, wenn er fleißig arbeiten will, also nach Abzug der 65 Feiertage 300 Dollars im Jahre, so ist seine Arbeitsfähigkeit ein Kapital von 5000 Dollars. Es rechnet daher ein Farmer hier bei allen seinen Arbeiten und Verkäufen seinen Arbeitslohn mit an, und man hört oft die Aeußerung: „Ich habe bei dem Kornfelde nur 50 Cent den Tag gemacht" u. s. w. Wo daher mehr Menschen wohnen, mehr Arbeiter zu haben sind, da ist der Grundbesitz theuerer, denn das Arbeitskapital, welches der Käufer in seine neue Farm steckt, ist nicht so groß, wie es in weniger angebauten Gegenden ist und sein würde. In den bevölkerten Gegenden von New-York ist eine Farm ebenso theuer, wie sie in Deutschland sein würde; in der Nähe von St. Louis ist sie theuerer als in der Nähe von Washington, und in der Nähe von Portland wieder theuerer als in der Wüste. Da nun aber die Bevölkerung Amerikas wie ein Sturmwind wächst, und Orte, die heute noch im Entstehen begriffen sind, in zehn Jahren vielleicht einer deutschen Hauptstadt gleich sind an Einwohnerzahl, so steigt auch der Grundbesitz in Missouri von Tag zu Tag, und es werden in landwirthschaftlicher und pekuniärer Beziehung dem Einwanderer Vortheile geboten, wie sie sonst nicht leicht ein Land bieten möchte. Der Ansiedler irrt aber sehr, wenn er glaubt, auch nur ein entferntes Bild

von dem hiesigen Leben zu haben, wenn er diese oder ähnliche Skizzen gelesen hat. Es ist sehr schwierig mit Jemandem über Gegenstände zu sprechen, von denen er keinen Begriff hat; und eben deswegen ist es auch schwer, dem Europäer ein richtiges Bild des hiesigen Lebens zu geben. Eine fast gänzliche Abgeschiedenheit, wie der Farmer sie mitten im Walde ertragen muß, scheint dem an Verkehr mit den zahlreichen Nachbarn gewöhnten Europäer unerträglich zu sein. Der Mangel an Tischlern, Schmieden, Schustern, Bäckern, Ziegelbrennern, Maurern und Zimmerleuten — kurz allen Handwerkern — nöthigt den Farmer, in alle diese verschiedenen Handwerke hineinzupfuschen — und wiederum denkt der Europäer sich ein solches Leben entsetzlich und über alle Maaßen langweilig. Wir irren aber gerade am meisten, wenn wir über diese Dinge klagen. Die Abgeschiedenheit von der Außenwelt hat zur Folge, daß wir in eine gleichmäßig heitere Laune versetzt und zur Verträglichkeit mit unsern wenigen Hausgenossen angespornt werden; unsere Farm bildet eine Welt für sich, sie bietet uns in den ersten Jahren immer und immer Neues und Fremdes, sie bedarf unserer Verbesserungen, Verschönerungen und Anlagen; die Natur ist dankbar für jede kleine Hülfe, die man ihr reicht, und es scheint einem Alles unter den Händen zu wachsen; wir lernen durch die Ausübung aller möglichen Handwerke unsere eigenen Fähigkeiten besser kennen, sehen oft zu unserm Erstaunen, daß wir eine Menge Arbeiten verrichten können, die wir früher als Geheimnisse eigener Zunftgenossen bewundert haben, und mit der erworbenen Erkenntniß unserer Fähigkeiten steigt unser Selbstvertrauen, unsere Achtung vor uns selbst. Wir werden allmälig dahin geführt, daß wir uns von äußern Einflüssen und Umständen unabhängig fühlen, und Unabhängigkeit ist am Ende die erste Bedingung zu wahrem Glück.

Daß das Farmer-Leben seine großen Reize haben muß, geht doch wohl aus dem Umstande hervor, daß $^3/_4$ der amerikanischen Männer als Farmer leben. Die Farmen liegen aber nicht dicht zusammen, wie die Bauernhöfe in Deutschland, sie sind meistentheils eine halbe oder eine ganze englische Meile, oft 15 und 20 englische Meilen von einander entfernt. Besucht man auf einer Jagdpartie solch eine abgelegene Farm, so starren Einen nicht glotzende Bauerngesichter an, wie man sie in vielen Theilen Deutschlands findet — nein, vernünftig denkende und sprechende Menschen laden höflich zum Eintritt in's Haus ein. Da findet man denn zu seinem Erstaunen in dem einsamen Waldbewohner einen Major oder Obristen aus dem merikanischen Kriege, einen deutschen Offizier, der in Berlin bei der Garde gestanden, einen heitern Rheinländer, der in Köln die Fastnachtsthorheiten mitgemacht hat — kurz alle möglichen Menschen; und alle sind heiter und zufrieden, Allen geht es gut, aber Keiner sehnt sich zurück nach Deutschland.

Wir haben bisher der Farmer auf den Prairies nicht gedacht und wollen dieß jetzt in Kürze nachholen, indem wir den reichen Einwanderer, d. h. den Besitzer von 4000 bis 5000 Dollars dorthin begleiten.

Ich habe schon früher gesagt, daß eine Prairie eine hochliegende Ebene ist, auf welcher keine Bäume wachsen, dagegen ein hohes scharfes Gras wuchert. Die hohe Lage der Prairie bringt es mit sich, daß ein frischer kühlender Wind fast beständig über sie hinstreicht; sie ist im Frühjahr mit den prachtvollsten Blumen übergossen, im Sommer kühl und angenehm zu bewohnen, würde daher ein wahres Paradies sein, wenn sie reichliche Quellen darböte. Diese fehlen aber auf vielen Prairies gänzlich, die Bewohner müssen daher Cisternen anlegen, in denen sie das Regenwasser auffangen. In trockenen Sommern kommt es in-

dessen oft vor, daß die Cisternen leer werden, und die Farmer sind dann genöthigt, das Wasser für ihr Vieh meilenweit herbeizufahren. Ein weiterer Umstand, der den Zauber des Prairie-Lebens bedeutend mäßigt, sind die Prairie-Brände, die sich im Sommer in dem dürren Grase mit rasender Geschwindigkeit fortpflanzen. Das einzige Mittel, einem solchen Brande zu entgehen, besteht darin, daß man ein Feuer anzündet und dies dem Brande entgegenleitet — entrinnen ist nicht möglich.

Das Haus eines Prairie-Farmers liegt gewöhnlich am Saume der Prairie und des daran stoßenden Waldes, ist also romantisch genug gelegen. Da die Prairie-Farmer aber stets wohlhabender sind, als die übrigen Farmer, so zeichnen sich ihre Häuser sowohl durch innere als durch äußere Nettigkeit vortheilhaft aus.

Der Prairie-Farmer zieht auf den unendlichen Weiden, die ihm zu Gebote stehen, eine große Menge Vieh und Tabak. Während des ganzen Sommers und eines großen Theils des Winters findet das Vieh reichliches Grasfutter und nur in der kalten Jahreszeit bedarf es einer regelmäßigen Fütterung durch Korn und Hafer. Der Boden ist mit leichter Mühe urbar gemacht, indem es keine Bäume und Sträucher auszuroden giebt, der Pflug daher sogleich in die Erde gesetzt werden kann.

Die hohe Lage der Prairie ist der Obstzucht sehr vortheilhaft, und es bestehen deswegen bei fast allen Prairie-Farmen ziemlich gute Obstgärten.

Es ist begreiflich, daß die großen Vortheile, welche eine Prairie-Farm bietet, die wohlhabendern Farmer und namentlich Diejenigen, welche Viehzucht treiben wollen, veranlaßt, sich auf der Prairie niederzulassen; da aber zugleich ein ziemlich bedeutendes Kapital dazu gehört, einen großen Viehstand anzulegen, Cisternen zu bauen, Tabakhäuser zu errichten, kurz alles das anzuschaffen, was noth-

wendig ist, um eine Prairie-Farm mit Vortheil betreiben zu können, so sind die mittellosen und armen Einwanderer und Farmer so ziemlich von der Niederlassung auf der Prairie ausgeschlossen.

Nehmen wir nun an, daß ein Einwanderer mit einem Kapital von 4000 bis 5000 Dollars sich auf einer Prairie etabliren wolle, so müssen wir ihm vor allen Dingen den Rath ertheilen, nur dort sich anzukaufen, wo so viel Holz in der Nähe ist, daß er seine Bedürfnisse für Haus und Feld reichlich damit decken kann. Er wird in den meisten Fällen wohl thun, ein Stück Congreßland zu kaufen, weil die bereits eingerichteten Farmen zu hoch im Preise sind, um mit Vortheil erstanden werden zu können.

Während der Farmer im Hügellande oder im Bottom mit 80 bis 120 Ackern reichlich genug hat, müßte der Ansiedler auf der Prairie 300 bis 400 Acker von der Regierung kaufen, um seinen Viehstand mit Erfolg und Nutzen halten zu können. Die Preise des Congreßlandes, der Fencen u. s. w. sind uns schon bekannt, wir wollen dieselben daher nicht neuerdings berechnen. Wir müssen aber, um nicht unvollständig in unseren Angaben zu sein, einen Ueberschlag über ein gutes Wohnhaus nebst Cisterne und Tabakshaus machen.

Ein gutes Haus, aus Baumstämmen gezimmert, mit gemauertem Keller und 6 bis 8 Räumen, einer Veranda, Küche und allen Annehmlichkeiten versehen, kann hergestellt werden für	1000	Dollars.
Eine Cisterne, die inwendig ausgemauert und cementirt ist	120	"
Ein Tabakshaus zum Trocknen der Pflanzen	200	"
	1320	Dollars.

Da der Ansiedler wahrscheinlich eine Negerin und zwei

Neger miethet, so baut er für dieselben ein Wohnhaus für 300 Dollars, seine Ausgaben für Einrichtungen, die wir bisher nicht in Geld veranschlagt hatten, würden daher 1600 bis 1700 Dollars betragen, und es blieben ihm 2300 bis 3300 Dollars übrig, um seine Farm und sein Haus mit dem nöthigen Inventar zu versehen — jedenfalls eine sehr ausreichende Summe, die ihn in eine beneidenswerthe höchst glückliche Lage versetzt.

Der hier gezogene Tabak, der unter dem Namen Missouri tabacco in den Handel kommt und der sich sowohl zum Rauch- als Kautabak sehr wohl verwenden läßt, bringt den Farmern in manchen Jahren sehr reiche Einnahmen; in manchen Jahren wird aber sowohl hier als in Westindien so viel Tabak geerndtet, daß die Preise wohl um mehr als hundert Prozent gegen das vergangene Jahr fallen können. Trotz der großen Schwankungen in den Tabakspreisen ist das Ziehen des Tabaks ein sehr einträgliches Geschäft, wie aus folgenden kurzen Notizen hervorgehen wird.

Ein Arbeiter ist im Stande, 7 Acker Tabak zu bestellen, und er braucht zum Aufbrechen und Durchpflügen dieser 7 Acker höchstens 20 Tage Pferde und Pflug.

Berechnen wir den Lohn für einen Mann durch 6 Monate mit 12 Doll. pr. Monat und seine Kost mit $2^1/_2$ Doll. pr. Monat, so ergiebt dieß	97 Dollars.
Zwei Pferde kosten pr. Tag (wenn man sie miethet) 2 Doll., also für 20 Tage .	40 „
Das Holz zum Dörrhause soll, hochgerechnet, durch die ganze darauf verwendete Arbeit kosten	25 „
So kostet die ganze Bestellung von 7 Ackern	162 Dollars.

Ein Acker bringt 1000 bis 1200 Pfund Tabak; sieben

Acker geben demnach eine Erndte von 7000 bis 8400 Pfd.; nach den Preisen des letzten Jahres ist aber eine solche Erndte 490 bis 588 Dollars werth, und jeder Acker hat somit einen Reinertrag von circa 40 Dollars gebracht.

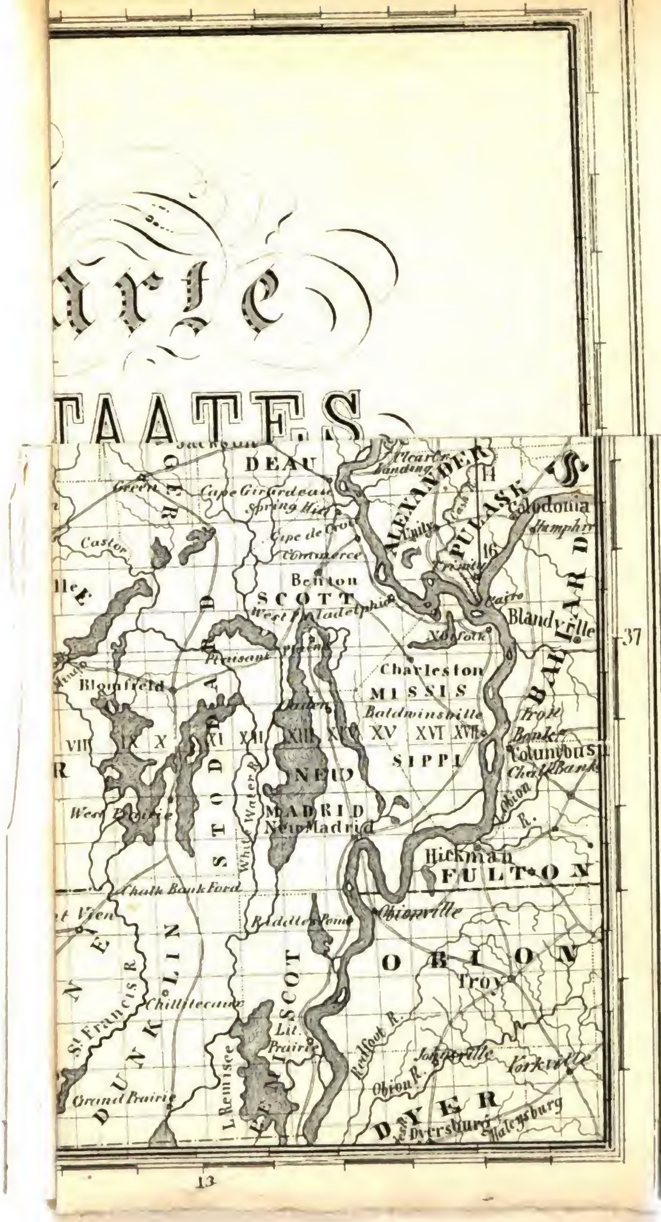
Indem ich diese und die vorhergehenden Berechnungen angestellt habe, bin ich mir sehr wohl bewußt gewesen, daß ich trotz der größten Vorsicht dennoch eine Menge Unrichtigkeiten anführen würde. Es ist sehr schwer, den wahrscheinlichen Ertrag der einen oder der andern Branche zu berechnen, weil man in der Praxis immer findet, daß die Berechnungen auf dem Papier nicht maaßgebend sind. Das hoffe ich indessen dargethan zu haben, daß die fleißige und thätige Bearbeitung des hiesigen Bodens, die Vieh- und Obstzucht reichen Gewinn abwerfen, und daß ein Landmann hier leichter Vermögen erwerben kann als in Deutschland. Die übertriebenen Hoffnungen, die sich manche Auswanderer machen, werden wohl nie oder doch nur selten in Erfüllung gehen; Amerika ist nicht das Land, in dem man das Gold auf der Straße findet — es ist aber das Land, in welchem jede Arbeit ihren reichen Lohn trägt. Wer mit einigem Vermögen den festen Vorsatz besitzt, fleißig zu arbeiten, allem Luxus und allen unnöthigen Dingen zu entsagen, und wer dabei moralische Kraft genug besitzt, um den Schwindlern und Betrügern New-Yorks und New-Orleans zu entgehen, der kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er hier sein reichliches gutes Fortkommen finden werde. Er wird finden, daß die in diesen Blättern enthaltenen Berechnungen im Allgemeinen richtig sind und daß die Durchschnittserndten und Durchschnittspreise ihnen zum Grunde liegen.

Eben so gut wie der Landmann sein Fortkommen im Missouri-Staate findet, eben so gut und oft noch besser findet es der Handwerker. Es möge sich nur Jeder davor hüten, in großen Städten sich niederzulassen; kleine

aufblühende Städte bieten stets die größten Vortheile. Jedes Gewerbe ohne Ausnahme ist hier frei, d. h. es kann sich Jedermann Tischler, Schuster, Büchsenmacher rc. nennen und nennen lassen, Werkstätten errichten, Gesellen halten; es bedarf keines Consenses, keines Meisterbriefes. Wer geschickt ist, der findet Arbeit — der Ungeschickte wird bald genöthigt werden, ein anderes Handwerk zu ergreifen.

Thätigkeit, Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit finden hier unbedingt volle Anerkennung, und wer diese drei Eigenschaften besitzt, der wandere getrost nach Amerika, es wird ihm sicherlich besser gehen in der neuen Welt als in der alten.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.


arte
TAATES
DEAU
Cape Girardeau
Spring Hill
Green
Castor
Benton
SCOTT
Commerce
ALEXANDER
PULASKI
Caledonia
Cairo
Blandville
Norfolk
Charleston
MISSIS
SIPPI
Baldwinsville
XV
XVI
XVII
VIII
IX
X
XI
XII
XIII
NEW
MADRID
New Madrid
Bloomfield
STODDARD
White Water R.
West Prairie
Columbus
Hickman
FULTON
Obion R.
Chalk Bank Ford
Obionville
OBION
Troy
DUNKLIN
St. Francis R.
Chillitecaux
SCOT
Lit. Prairie
L. Reelfoot
Reelfoot R.
Grand Prairie
Yorkville
Obion R.
DYER
Dyersburg
37
13

„Mein Bestreben ist aber dahin gerichtet gewesen, dem Leser so genaue Auskunft über Alles zu geben, was dem Auswanderer nach Nordamerika zu wissen lieb sein kann, daß Jeder, der sich nach diesem Handbuche ein Bild von den Vereinigten Staaten und von dem entwirft, was er in seinem Fache dort zu erwarten hat, keine Täuschung erfahren wird. Ich bin Zeuge zu großen Elendes gewesen, welches die verlockenden Schilderungen eines Duden und Anderer verschuldeten, als daß ich nicht alle mögliche Vorsicht angewendet hätte, nicht in denselben Fehler zu verfallen."

Der Verfasser erbietet sich noch sehr bereitwillig, Jedem, der in seinem Werke nicht hinreichende Auskunft über persönliche Verhältnisse gefunden, noch speciellere Rathschläge auf portofreie Anfrage zu ertheilen.

Mit wenigen Ausnahmen ist die große Masse der in Deutschland erschienenen Werke für Auswanderer entweder von Leuten verfaßt, die gar nie jenes Land betraten und daher aus älteren Werken, deren Werth oder Unwerth sie nicht zu ermessen vermochten, ein neues zusammenschrieben, oder von solchen, die auf Touristen-Weise die Union im Fluge durchschnitten und vom Eisenbahnzuge oder vom Verdecke des Flußdampfschiffes herab, oder an der Table d'hote Land und Leute kennen zu lernen vermeinten, oder **von Ausgewanderten, die** kaum in diesem oder jenem Staate angesiedelt, sich befähigt halten, nach dem Wenigen, was sie erfahren und gesehen, ein Land zu beurtheilen, das im Norden fast die kalte, im Süden fast die heiße Zone berührt, dessen Ostgrenze der atlantische, dessen Westgrenze der stille Ocean bildet und dessen Bevölkerung, nach Abstammung und Klima, in ihren Sitten und Gewohnheiten eben so große Verschiedenheiten darbietet, wie seine Pflanzen- und Thierwelt.

Aus dem von solchen Autoren gesäeten Saamen konnte für denjenigen, der ihre Schilderungen für Wahrheit nahm, nur Täuschung als Frucht reifen. Je unumstößlicher Tausende von traurigen Beispielen für die Wahrheit dieser Behauptung sprechen, desto freudiger wird das deutsche Publikum ein Werk begrüßen, das aus durchaus competenter Feder geflossen, in ruhiger, besonnener und gemein-faßlicher Sprache geschrieben und weder berechnet ist, zur Auswanderung nach Nordamerika zu verlocken, noch davon abzuschrecken, sondern ein klares, ungeschminktes Bild jenes Landes und aller seiner Verhältnisse zu geben und dem, der zur Auswanderung dahin entschlossen ist, die sicher leitende Freundeshand zu bieten.

Diesen Zweck, wir können es in Wahrheit behaupten, erfüllt im höchsten Grade das Roß'sche Handbuch. In drei Abschnitte zerfallend, giebt der erste derselben eine **allgemeine Schilderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika**, der zweite **eine Beschreibung der einzelnen Staaten**, die so in's Detail geht, daß, um nur eins anzuführen, bei jedem einzelnen Staate und Gebiete, außer über die Bodenbeschaffenheit, klimatischen Verhältnisse rc. im Allgemeinen, auch noch immer über besonders gute preiswürdige Ländereien in einzelnen Counties genaue, für den auswandernden Landmann unschätzbare Auskunft gegeben und angeführt ist, wo schon eine größere Anzahl deutscher Ansiedler lebt; der dritte (S. 340—487) **einen Rathgeber für**

Auswanderer vor, während und nach der Seereise, auf der Reise in Amerika selbst, und für die Niederlassung der Einwanderer, sei er, wessen Standes er wolle, und beantwortet für Jeden die Frage:

Wer soll auswandern, wer nicht?

Was Dienstboten, Landwirthe, Handwerker, Handwerkslehrlinge, Zimmerleute, Schreiner, Grobschmiede, Wagner, Sattler, Tapezierer, Polsterer, Posamentierer, Knopfmacher, Gerber, Schuhmacher, Schneider, Blechschmiede, Messerschmiede, chirurgische Instrumentenmacher, Kupferschmiede, Schlosser, Maschinenbauer, Maurer, Steinhauer, Steinsetzer, Bergleute, Gürtler, Drechsler, Instrumentenmacher, Clavierstimmer, Formstecher, Kammmacher, Böttcher, Töpfer, Tapetendrucker, Papierfärber, Bäcker, Conditoren, Weber, Wachstuchmacher, Tuchmacher, Tuchscheerer, Tuchbereiter, Färber, Feilenhauer, Maler, Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Vergolder, Lackirer, Büchsenmacher, Buchdrucker, Kaminkehrer, Bader, Friseure, Hutmacher, Korbmacher, Strohflechter, Orgelbauer, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Liqueurbrenner, Essigbrauer, Malzbereiter, Cigarrenmacher, Papiermüller, Kartenmacher, Glaser, Mühlenbauer, Pumpenbohrer, Waffenschmiede, Drahtzieher, Seiler, Müller, Schleifer, Glasschleifer, Glashüttenarbeiter, Nagelschmiede, Fischer, Buchbinder, Zuckerraffineurs, Kürschner, Ziegelbrenner, Sägemüller, Fleischer, Kalkbrenner, Köhler, Handschuhmacher, Wachsbleicher, Seifensieder, Lichtzieher, Gärtner, Putzmacherinnen, Strickerinnen, Näherinnen. Kaufleute, Gast- und Schenkwirthe und Kellner, Fabrikanten, Gelehrte, Künstler, Militärs, Beamte rc. — dort zu erwarten haben.

Vorbereitung zur Auswanderung: Verhaltungsregeln, Einschiffungshäfen, Ueberfahrtsbedingungen, Schiffsexpedienten rc.

Die Seereise, die Landung in Nordamerika, die Reise in's Innere von Nordamerika, Reiserouten, die Niederlassung, Naturalisation, Auswahl des Landes, Landkauf.

Das Farmen: Hausbau, Urbarmachung des Wald- und Prairielandes, Umzäunungen, Viehzucht, Gemüse-, Obst-, Getreide- und Futterkrautbau, Maisbau, Besenkornbau, Tabaksbau, Baumwollenbau, Ahornzuckerbereitung, Abgaben.

Zolltarif der Vereinigten Staaten.

Landämter-Verzeichniß.

Ausführliches, genaues, alphabetisches Register über das ganze Werk.

Nach dem einstimmigen Urtheile der geachtetsten und competentesten Blätter Deutschlands und der Schweiz und nach dem aller als Autoritäten im Auswanderungsfache anerkannten Männer, ist dieses Handbuch das gediegenste, welches bis jetzt erschien. Es belehrt den Auswanderungslustigen auf das Gründlichste über Alles, worüber er in einem Auswandererhandbuche Aufschluß finden kann; es schildert ihm nicht allein die Union und jeden der Einzelstaaten und Gebiete in geographischer, topographischer, merkantiler, industrieller, politischer Beziehung, hinsichtlich der Rechtspflege, des Ackerbaues, der Viehzucht u. s. w., sondern es geht auch auf eine specielle, von außerordentlicher Sachkenntniß zeugende Beschreibung alles dessen ein, was jedem einzelnen Auswanderer für sein besonderes Fach, sei er Kauf-

mann, Gelehrter, Militär, Landmann, Handwerker, Fabrikant, Künstler oder was immer, zu wissen lieb sein muß; so daß es, nach Dr. Roth's Ausspruch mit vollem Rechte

„ein unbezahlbarer Schatz für Auswanderungslustige"

genannt zu werden verdient. Von der Ausführlichkeit der Auskunft, welche das Handbuch ertheilt, mag u. A. zeugen, daß dem auswandernden Landmann nicht allein gesagt wird, wo und wie er Landkäufe machen, wie er gutes von schlechtem, gesundes von ungesundem unterscheiden, wie er den Kauf abschließen, wie er das Land bestellen, seine Wirthschaft einrichten und betreiben soll, sondern auch, daß in der Beschreibung der einzelnen Staaten angeführt wird, in welchem Bezirke gutes, Deutschen zu empfehlendes Land liegt und was der Durchschnittspreis für dasselbe ist. —

Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, den verweisen wir zunächst nur auf die S. 339—40 (Wer soll auswandern?), S. 377—79 (Vorbereitung zur Auswanderung) und S. 421 u. f. (über Auswahl des Landes).

Zudem beziehen wir uns auf nachstehende unpartheiische

Zeugnisse geachteter Männer:

Nürnberger Correspondent von und für Deutschland, herausg. von **G. A. Vogel** sagt:

„Herr **v. Roß**, der bekannte Redakteur der Allg. Auswanderungs-Zeitung, hat so eben ein Werk erscheinen lassen, das in der gesammten reichhaltigen Auswanderungsliteratur **als das erschöpfendste bezeichnet werden darf.** Der Herr Verf. schöpft das, was er hier niederlegte, aus eigener sorgsamer Anschauung. Was anderwärts über das, was der Auswanderer zu wissen nöthig hat, zerstreut steht, findet man hier zu einem Guß geordnet, bereichert und vervollständigt u. s. w."

Eidgenössische Zeitung. Zürich, herausg. von **J. B. Spyri:**

„Der Verfasser ist schon längst rühmlichst bekannt und hat sich den Ruf eines eben so **zuverläßigen Rathgebers** als **unbestechlichen Richters** erworben. Es ließ sich daher von seiner Hand etwas Gediegenes erwarten, und darin hat er uns denn auch nicht nur nicht getäuscht, sondern **unsere Erwartungen noch übertroffen.** — Die wichtigste Abtheilung ist die zweite oder die Beschreibung der einzelnen Staaten. Hierin liegt der Hauptwerth des Buches, sein eigenthümlicher Vorzug vor allen bisher erschienenen, denn Herr **v. Roß** durchgeht alle einzelnen Staaten, bezüglich der größeren oder geringeren Vortheile, welche sie Ansiedlern darbieten können. Diesen Zweck hat der verdiente Herr Verf. so scharf in's Auge gefaßt, daß er sogar diejenigen Counties oder Bezirke der einzelnen Staaten, welche als Niederlassungspunkte besonders empfehlenswerth sind, noch besonders hervorhebt und deren Vortheile in Bezug auf Boden, Klima, Bewässerung und Absatz der Produkte der genauesten Darstellung würdigt. Nach Durchlesung dieses Buches wird sich jeder Auswanderer sagen können, wohin er seine Schritte lenken solle!"

Die Volksbötin, herausg. von **M. E. Schleich** in München:

„Der Verf. hat in Fragen der Auswanderung einen hohen Grad von Autorität erlangt; man ist längst gewohnt, bei ihm die ungetrübte Quelle der Wahrheit über alle Verhältnisse deutscher Emigration zu suchen und zu finden. So sehen wir auch in diesem Handbuche das erfolgreiche Streben des Verf., ein klares Bild von Nordamerika, seinen Institutionen und seiner Bevölkerung zu geben, ohne irgend Jemanden zur Auswanderung anzuspornen, oder davon abzurathen."

„Der 2. Abschnitt berichtet u. A. auch über die größeren bereits vorhandenen deutschen Niederlassungen in einer bisher unbekannten Weise. Im 3. Abschnitt ist gezeigt, wer aus dem Gewerbs-, Kaufmanns-, Arbeiterstande, welcher Landmann

für Amerika paßt, wie Jeder sich zur Auswanderung vorbereiten, die Ueberfahrt bewerkstelligen und sich auf derselben verhalten, und was er, wenn er gelandet, thun soll, um das zu erlangen, was er in der neuen Heimath sucht. Dem Werke ist ein alphabet. Register beigegeben, in welchem der Leser kaum vergebens nach irgend einem Gegenstand sucht, worüber er Aufschluß wünscht. —

Wir können dieses Buch nicht blos den Auswanderungslustigen, sondern auch den Freunden der Länder- und Völkerkunde als höchst lehrreich und unterhaltend empfehlen."

Neue Speyerer Zeitung, herausg. von **G. F. Kolb:**

„Wir kennen kein Buch über die Vereinigten Staaten, das ein so klares, unparteiisch entworfenes Bild gäbe, und namentlich dem Auswanderer so gedrängt und bestimmt das für ihn zu wissen Nothwendigste zusammenstellte, wie das Roß'sche Werk."

Die Grenzboten:

„Herr Roß, selbst in Nordamerika geboren, und mit dem Lande und den Interessen der Auswanderer bekannt, hat ausführlich und genau zusammengestellt, was dem Auswanderungslustigen zu wissen frommt. — Das Werk ist nicht geschrieben, um zum Auswandern zu verlocken, denn es verbirgt keine der Schwierigkeiten und Gefahren und enthält sich des Ausmalens schöner Situationen, es wird sich vielmehr als ein erfahrener und vorsichtiger Freund für Solche erweisen, welche den Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen, bereits in sich durchgekämpft haben." —

Frankfurter Conversationsblatt:

„Eins der allgemein zweckmäßigsten und somit nützlichsten Handbücher für den Auswanderer ist das so eben erschienene von v. Roß. Nächst einer allg. Schilderung der Verein. Staaten und einer genauen Beschreibung der einzelnen, enthält dieses Buch einen Rathgeber für Auswanderer, worin je nach den einzelnen Gewerben im näheren angegeben ist, **wer** auswandern soll und wer **nicht**, wobei bemerkt ist, wie viel Jeder in seinem Handwerk oder seiner Kunst in den Verein. Staaten wöchentlich verdienen kann rc."

Vergl: **Didaskalia. Sächsische Dorfzeitung. Gersdorff's Repertorium.**

Hamburger literar. und kritische Blätter, herausgeg. von **F. Niebour:**

„Das vorliegende Handbuch erschöpft seinen Gegenstand in jeder Beziehung; Erfahrung und Autopsie an Ort und Stelle sind Vorzüge, die es vor den vielen, wenn auch fleißig gearbeiteten Compilationen, die aber immer Compilationen bleiben, in Anspruch nehmen darf. — Den größten Raum nimmt die zweite Hauptabtheilung ein, da dem Verfasser die besten Original-Hülfsmittel zur Verfügung standen, und er aus eigener Anschauung Irriges berichtigen, Fehlendes ergänzen, Nicht-Genügendes weiter ausführen konnte.

Druck und Papier sind sehr gut; der Preis dieses Handbuchs, sowie der übrigen, für Auswanderer bestimmten Bädeker'schen Verlagswerke (de Haas u. Wettstein's Wisconsin, Rauschenbusch's Anweisungen f. Auswanderer, Bracht's Texas, Haßkarl's Australien, Engels Ohio) ist billig." Hoffmann.

Der Auswanderer, herausgeg. von **C. M. Gärtner** sagt:

„Der Verf., welcher sich ein höchst ehrenvolles Renommee erworben und dessen Verdienste um die Auswanderungsliteratur in der alten wie in der neuen Welt allgem. Anerkennung gefunden, giebt hier ein so vollendetes schätzenswerthes Werk über die Verein. Staaten und die Auswanderung dahin, wie man es von einem solchen Manne mit Recht erwarten konnte, und wie es nach allen Seiten hin empfohlen zu werden verdient." —

Rheinisch-Westphälische Zeitung:

„Aus dem (schon angeführten) Inhaltsverzeichnisse ist zu ersehen, wie vollständig der vorliegende Rathgeber ist. Wir glauben daher nichts Besseres zu seinem Lobe sagen zu können, als wenn wir ihn auch als ein sehr interessantes Lehrbuch für Jedermann, der Nordamerika genauer kennen lernen will, bezeichnen. Für Auswandernde selbst ist er jedenfalls der brauchbarste Wegweiser."

Allgemeine Auswanderungs-Zeitung:

„Wir besitzen bereits eine reichhaltige Auswanderungsliteratur. Dieses Handbuch setzt derselben die Krone auf. Es ist unstreitig das Schätzbarste, was bis

jetzt in diesem Fache erschien; es ist in jeder Beziehung erschöpfend. Was anderswo über diesen Gegenstand vereinzelt steht, findet sich hier nicht nur vereinigt, sondern auch vervollständigt, berichtigt und mit Umsicht geordnet; Roß' Handbuch ist gleichsam eine Waffe zum Schutz und Trutz für jeden Auswanderer. Jeder, welchen Standes und Gewerbes er auch sein möge, kann in diesem Buche wie in einem Dictionär nachschlagen, in welchen Fällen für ihn rathsam sei, nach den Vereins-Staaten auszuwandern, wie er es anzustellen habe und in welchem Theile jenes großen Landes er sich am vortheilhaftesten niederlassen könne.

Der Preis — 1⅓ Thlr. ist für 33 Bogen sehr billig, die Ausstattung gut."

Schließlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß Herr **v. Roß** so eben herausgegeben hat:

Die

Generalkarte

von

Nord- und Central-Amerika und Australien.

In zwei Blatt, sauber gestochen

von

C. Jungmann.

Nach den neuesten Berichten.

Preis 2 Thlr.

Der nordamerikanische Freistaat

Wisconsin

in seiner physischen, socialen und politischen Gestalt.

Zur Belehrung und Warnung

für

deutsche Auswanderer.

Nebst einer ausführlichen Darstellung

aller Gewerbs-, Fabrik-, Industrie- und Handelszweige

von

Th. Wettstein

in Milwaukie (in Wisconsin).

Nebst den wichtigsten, die Auswanderungssache betreffenden Gesetzen, den neuesten Angaben über Reisegelegenheiten, Preise, Ueberfahrtsbedingungen und sonstigen gemeinnützigen Notizen.

8. 612 S. Geheftet 1¼ Thlr. od. 2 fl. 12 kr.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.